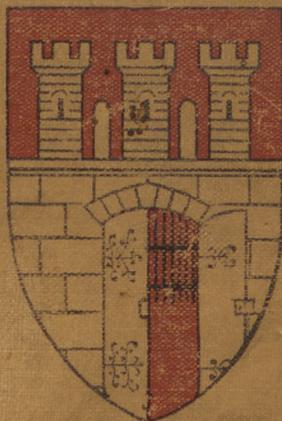
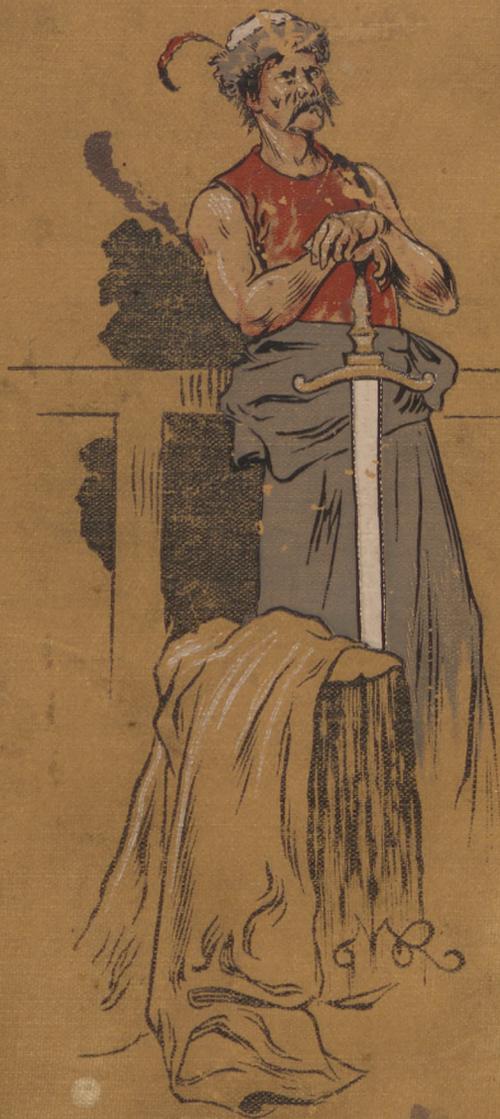
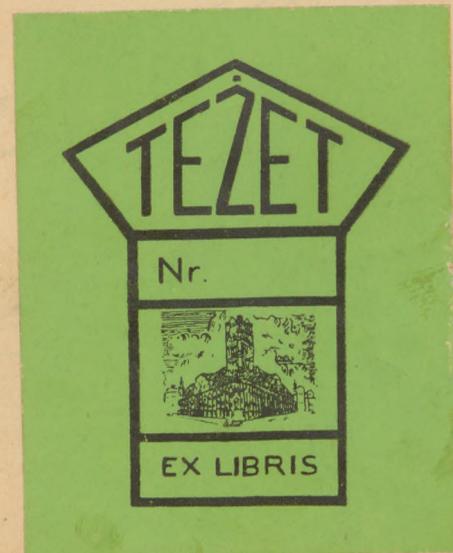
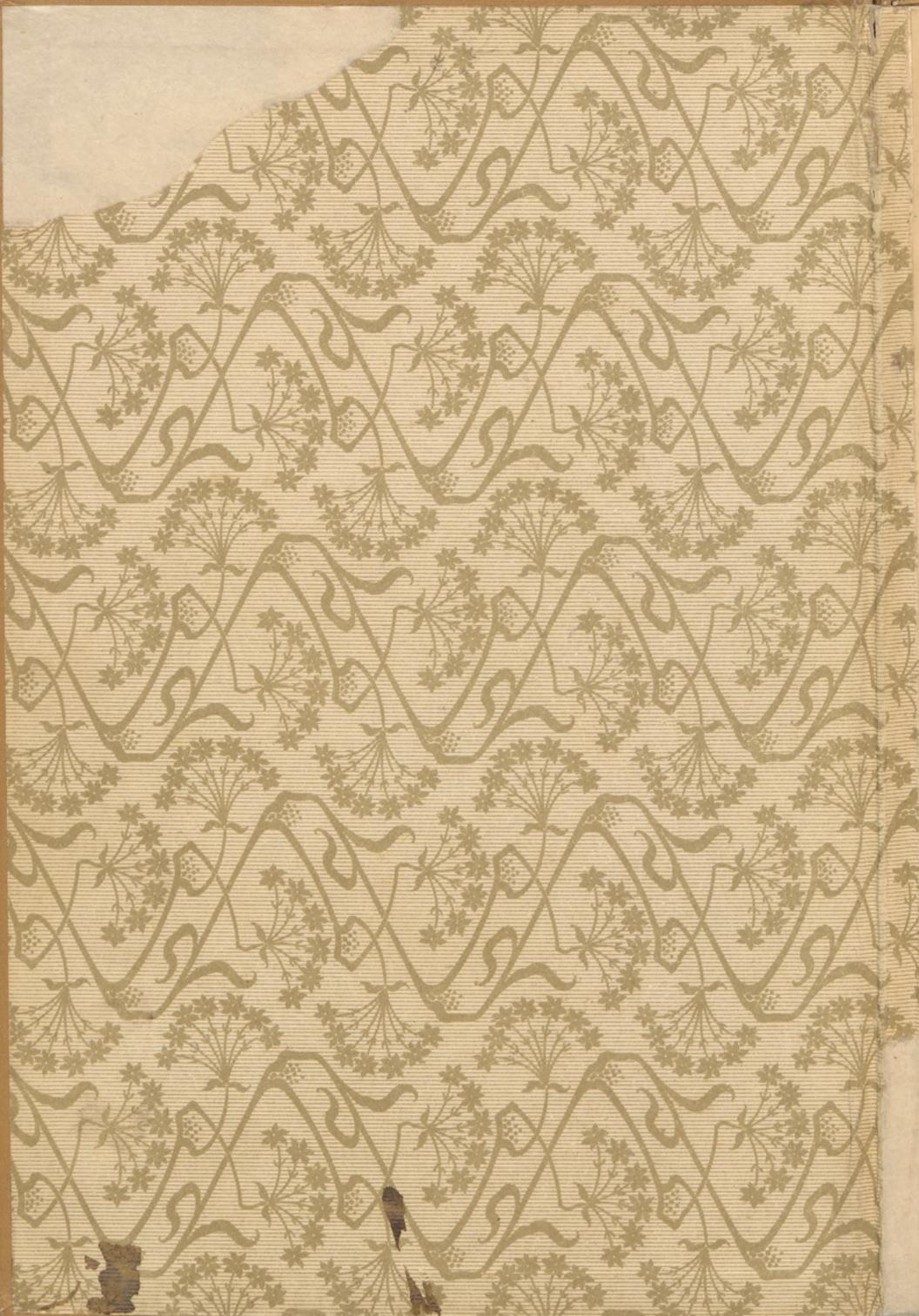


Biblioteka
U.M.K.
Toruń

323787

Das
Thorner Blutgericht







„Ich bin ein Bettler geworden. Die Polen raubten mir alles!“

Das Thorner Blutgericht.

Erzählung
aus der Zeit der Polenherrschaft in Preußen.

Dem deutschen Volke
und der deutschen Jugend gewidmet

von

Julius Pederzani-Weber.



Mit Abbildungen nach Originalen von M. Ränike.



„Den Mördern bringt die Untat nicht Gewinn!
Wohl uns, daß wir am Reiche treu gehalten.
Fehlt ist zu hoffen auf — Gerechtigkeit.“

Schiller (Wilhelm Tell).



BERLIN
Verlag von Herm. F. Meidinger.

Alle Rechte vorbehalten.



323787

D. 976/61

Vorwort.

Das unheilvolle, hier geschilderte Schicksal Thorn's, das die Chroniken des achtzehnten Jahrhunderts „Das Thorneer Blutgericht“ nannten, ist eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte Preußens. Diese durch die Brüder vom deutschen Orden gegründete und von Ansiedlern aus Westfalen bewohnte Stadt wurde, so lange sie deutsch blieb, als: Die Königin der Weichsel gepriesen. Ihr Niedergang begann erst in den Tagen, wo sie polnisch werden mußte. Sie hat dafür hart gebüßt.

Die vorliegende Erzählung entrollt nicht allein ein spannendes Kulturbild aus der vaterländischen Geschichte, sondern dient auch einem patriotischen Zwecke, denn sie soll in der reiferen Jugend die Überzeugung erwecken und bestärken, daß die Polen in der Weichselprovinz die ewigen Feinde des Deutschtums seien, das sie heute ebenso wie vor zwei Jahrhunderten unterdrücken, und daß das wirksamste Mittel zu dessen Schutze in der Forderung liege:

Das östliche Preußen muß deutsch sein und deutsch bleiben!

Die Quellen, aus denen der Verfasser den geschichtlichen Stoff sammelte, sind:

- M. C. Hartknoch, Altes und neues Preußen, 1684,
- Lucas David, Preußische Chronik, 1684,
- Johs. Voigt, Geschichte des deutschen Ritterordens, 1857,
- J. H. Zerneck, Thornische Chronik, 1727,
- J. Wernicke, Geschichte Thorn's, 1859,
- E. Kestner, Beiträge zur Geschichte der Stadt Thorn, 1885.



Erstes Kapitel.

Der Überfall.

Es war an einem Junitage des Jahres 1720. Die Sonne schien sengend auf die Heerstraße, die aus der polnischen Landschaft Kujawien ans Ufer des Weichselstromes führte. Der wolkenlos blaue Himmel verschwand um die Mittagsstunde hinter schweren Dufschleiern; kein Windhauch zog durch die heißen Lüfte, und das Grün auf den ringsum liegenden Feldern schimmerte fahl.

Durch den fußtiefen Staub der Straße rollte langsam ein Karren, dem drei kleine, langmähnige Rosse vorgespannt waren. Weder der Zuruf noch die Peitschenhiebe des Mannes, der, auf der Deichsel sitzend, sie lenkte, vermochte sie in eine schnellere Gangart zu bringen, denn durch die Gluthitze ermattet krochen sie in müdem Schritte vorwärts und blieben ab und zu stehen.

Der Mann, dessen Mienen Sorge und Angst verrieten, zitterte vor Ungeduld, schaute öfter in die endlos hinziehende Ebene, aus der er gekommen war, zurück und dann wieder über das Gelände, das vor ihm sich ausdehnte.

Plötzlich erhob sich in seinem Rücken eine Staubwolke, aus der im grellen Sonnenschein Waffen blitzten.

„Herr des Himmels! Schütze uns!“ rief er und peitschte die Kofse aufs neue. „In einer Viertelstunde ist die deutsche Grenze erreicht. Wir sind dann gerettet.“

Die Staubwolke wurde immer größer und näherte sich schnell wie ein fliegender Schatten dem Karren. Jetzt lüftete der Mann, der einen langen, weitsfaltigen weißen Einnentrock und eine blaue Tuchkappe trug, die über dem Wagen gespannte Lederdecke und rief ins Innere:

„Hans! Verstecke dich unter den Strohbündeln. Die Polen sitzen uns auf den Fersen!“

„Ich bleibe an deiner Seite, lieber Vater!“ tönte es zurück. „Ein deutscher Junge wie ich fürchtet keinen Polen!“

Bald darauf stieg ein sechzehnjähriger Knabe an die Seite des Kosselenkers, schlug seinen Arm um dessen Hals und sagte im zärtlichen Tone:

„Ich sterbe lieber, ehe ich dich, guter Vater, im Stich lasse!“

Dieser stieß einen Freudenschrei aus, denn sein Gespann erreichte in dem Augenblicke, wo die auf windflinken Kossen heransprengenden Polen den Karren einholten, das Grenzmal.

Es war das ein riesiger, hochaufragender Stein, dessen Spitze ein Wappenschild trug. Das stellte ein von drei Türmen gekröntes Tor dar, über dem ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln schwebte.

„Gott sei gepriesen!“ rief der Mann. „Hier ist Thorner Stadtgebiet. Wir sind in Sicherheit!“

Ehe aber der Karren zu dem aus unbehauenen Baumstämmen gebautem Blockhaus, wo die Grenzwächter hausten, gelangte, wurde er von einer Schar polnischer Reiter umzingelt. Während einige den Kossen in die Zügel fielen, zwangen die anderen, ihre Krummsäbel schwingend, die beiden Deutschen abzustiegen.

„Was wollt ihr von uns?“ rief der ältere. „Ich bin ein Thorner Bürger!“

„Du bist ein Betrüger! Ein Dieb, der mir auf dem Jahrmarkt zu Gnesen falsches Gold aufschwatzte. Gib das erschwindelte Gold heraus!“

Der Mann wehrte sich, da ihn die Polen festhielten, aus Leibeskräften.

„Euer Überfall auf Thorner Stadtgebiet ist Landfriedensbruch!“

„Wir Polen sind die Herren in Preußen!“ unterbrach ihn der Anführer der Reiterschar. „Ihr deutschen Pfeffersäcke müßt tanzen, wie wir pfeifen!“

Er war ein Riese von Gestalt und trug die prunkhafte Tracht der polnischen Edelleute; einen langen, mit Pelz verbrämten Leibrock aus hellblauer Seide, dessen Schöße in weiten Falten niederhingen, sackartig aufgebauschte Beinkleider aus rotem Samte und hochschäftige Stiefel mit silbernen Sporen.

Sein Haupt bedeckte eine mit Pelzwerk und Adlerfedern gezierte, rote, schirmlose Mütze und im Gürtel steckte ein großer Krummsäbel.

Sein fahlgelbes Gesicht mit den schwarzen, funkelnden Augen und dem langen bis zur Brust reichenden Schnurrbart hatte einen listigen, grausamen Ausdruck.

Seine Begleiter, die in derselben, aber weniger kostbaren Tracht steckten, stiegen ab, durchsuchten den Karren und zogen aus den Strohbindeln eine eiserne Truhe hervor, die sie aufbrachen.

„Das ist mein Eigentum!“ schrie der Deutsche und beteuerte, er sei ein Thorner Goldschmied, der auf dem Jahrmarkt zu Gnesen nur echte Schmucksachen feilgeboten hätte.

„Du lügst!“ brauste der polnische Anführer auf. „Du bist ein Deutscher. Das genügt uns, dich für einen Spitzbuben zu halten!“

Der Knabe Hans lief, während die Polen den Karren ausplündern wollten, zum Blockhause und schrie:

„Hilfe, Hilfe! . . Die Polen sind ins Land eingebrochen . . Sie rauben meinen Vater aus!“

Sein Geschrei bewog die dort aufgestellten Wächter, die zur Thorner Stadtmiliz gehörten, ihre Gewehre zu ergreifen und dem Knaben zum Grenzmal zu folgen. Als sie dort, im Sturmschritt anrückend, erschienen, stellten sich die Polen dicht aneinander gereiht vor den Karren, der ihnen den Rücken deckte, auf und zogen ihre Krummsäbel.

Ihr Anführer, der riesige Edelmann, hielt hoch zu Ross im freien Felde und brüllte:

„Säbelt die deutschen Hunde nieder! . . Keiner darf am Leben bleiben!“

Schon hoben die Grenzwächter, durch diese Schimpfreden erbittert, ihre Gewehre, um ihn niederzuschießen, schon wollten sie mit gefällten Bajonetten über die anderen Polen herfallen, da jagte vom Weichselufer her ein mit vier Rossen bespannter Wagen heran und ein hochgewachsener Mann, der sich vom Sitze erhoben hatte, rief ihnen mit gebietender Stimme zu:

„Halt, halt! Feuert nicht früher, bis ich es befehle!“

Er stieg aus und seine stolze Haltung wie das würdevolle Wesen wirkten so mächtig auf die Polen, daß sie die zum Dreinschlagen erhobenen Krummsäbel senkten. Der Fremde trug einen langschößigen, mit goldenen Treffen und Knöpfen gezierten, dunkelfarbigen Leibrock aus feinstem Tuche, eine bis zu den Knien reichende, geblümete Weste und auf dem mit einer weiß gepuderten Perrücke bedeckten Haupte einen Dreispitz. Die Füße steckten in Klappenstiefeln aus feinstem Leder.

An seiner Seite ging ein junger, kräftig gebauter Mann in Bürgertracht, dessen ganzes Auftreten Mut und Entschlossenheit verriet.

In dem Augenblicke, wo sich beide dem Karren näherten, versuchte der von den Polen festgehaltene Goldschmied sich aus deren Fäusten zu befreien und stieß einen Reiter zu Boden. Wütend darüber gab ihm ein anderer einen Säbelhieb über

den Kopf, so daß er schwer verwundet und bewußtlos in die Wiese fiel. Der Knabe Hans schrie laut auf und warf sich dem Greise zu Füßen.

„Helft, helft, lieber Herr! Sie töten meinen Vater!“

„Schande über euch!“ rief jener den Polen zu. „Ihr verdient wie ein Haufen Weglagerer gepeitscht zu werden!“

„Wer seid Ihr?“ brauste der Anführer auf und trieb sein Pferd zur Stelle, wo der Fremde hoch aufgerichtet und ihm scharf in die Augen schauend, stand.

„Mein Name ist Gottfried Roesner,“ erwiderte er in stolzem Tone. „Ich, der erste Bürgermeister der Stadt Thorn, in deren Gebiet ihr wie Räuber eingebrochen seid, befehle . . .“

Er konnte nicht weiter reden, denn der Pole schwang seinen Säbel zum Schlage.

Ehe aber die Klinge den Bürgermeister traf, packte sein Begleiter die Zügel des Pferdes und riß es so kräftig zur Seite, daß dessen Reiter im Sattel wankte, den Halt verlor und die Waffe fallen ließ.

„Feigling!“ schrie er und schlug dem Polen die geballte Faust ins Gesicht. „So züchtige ich den Buben, der sich an einem Wehrlosen vergreift!“

Der Bürgermeister sagte seinem Retter die Hand drückend:

„Herr Stadtsekretär Wedemeier, ich danke Euch mein Leben! Das werde ich niemals vergessen. Haltet den Polen so lange fest, bis ich mit seinen Spießgesellen geredet habe!“

Er kam aber nicht dazu, denn als er sich dem Karren näherte, gaben die Grenzwächter trotz seines Verbotes Feuer.

Sie taten das aus Nothwehr, denn sie waren von den Polen plötzlich überfallen und einige von ihnen niedergesäbelt worden. Ihre Kugeln trafen viele derselben und die andern liefen, statt, wie sie geschworen, alle Deutschen niederzuhauen, zu ihren Pferden und ritten davon.

So kam es, daß ihr Anführer, den sie feige im Stich ließen, plötzlich allein in der Wiese hielt und sich aufs schlimmste gefaßt machte. Er glaubte, die Grenzwächter würden ihn totschießen.

Ehe ihn jedoch eine Kugel traf, trat der Bürgermeister von Thorn an seine Seite und fragte ihn um Namen und Wohnort.

„Ich bin ein Kämmerer des Königs von Polen. Mein Name ist Fürst Georg Lubomirski,“ erwiderte der Pole hochmütig. „Als Gast des Primas von Polen wohne ich in der Stadt Gnesen.“

„Eure Landsleute haben vor meinen Augen einen Bürger unserer Stadt überfallen und ausgeplündert!“ sagte Gottfried Roesner in strengem Tone. „Das ist ein Verbrechen, das Strafe verdient.“

„Straft meine Landsleute, wie es Euch beliebt,“ rief der Kämmerer höhniisch aus. „Köpft sie. Verbrennt sie, aber nicht eher, bis Ihr sie eingefangen habt . . . Sie sind Euch aber, wie ich sehe, entwischt!“

„Ihr irrt Euch, Herr Fürst!“ fiel ihm der Stadtsekretär in

die Rede. „Einen dieser Verbrecher halten wir doch fest. Das seid Ihr!“

„Hütet Euch, mir ein Leid anzutun!“ schrie Eubomirski. „Der Marschall des Königreichs ist mein Vetter. Er wird Eure Stadt dafür verantwortlich machen!“

„Eure Drohung schreckt uns nicht,“ erwiderte der Bürgermeister in stolzem Tone. „Wir Thorner sind freie Bürger und besitzen ein eigenes Gericht. Wer im Weichbilde unserer Stadt den Frieden bricht, verfällt der peinlichen Strafe. Das ist unsere ‚Willfür‘, das Stadtrecht, das seit Jahrhunderten die Römisch-deutschen Kaiser, die Hochmeister des deutschen Ritterordens und auch Eure Könige heilig hielten.“

„Ich bin ein Edelmann, der nur von seinesgleichen gerichtet werden darf!“ schrie der Pole.

„Dann hättet Ihr ruhig in Eurem Lande bleiben sollen, statt als Weglagerer in unser Stadtgebiet einzufallen!“ unterbrach ihn der Stadtssekretär. „Vor unseren Richtern sind alle gleich, Edelmann, Bürger und Bauer!“

In diesem Augenblicke rannte der Knabe Hans heran und bat, sich dem Bürgermeister zu Füßen werfend:

„Erbarmt Euch, Herr, meines Vaters! Er stirbt!“

Gottfried Roesner befahl einigen Grenzsoldaten:

„Sucht den Verwundeten auf und tragt ihn ins Blockhaus. Ich werde Euch dort erwarten.“

Er ging dorthin, während Hans den Wächtern den Weg zum Vater wies.

Er war, als jener tödlich getroffen niedersank, neben ihn ins Knie gesunken und versuchte das aus der Stirnwunde dringende Blut zu stillen, während der Verwundete flugte:

„Ich bin ein Bettler geworden. Die Polen raubten mir alles!“

Er verlor wieder das Bewußtsein, während Hans zum zweitenmal den Bürgermeister beschwor und um Hilfe bat. Jetzt trat der Stadtssekretär heran und erschrak, als er in ihm einen Freund erkannte. Er sagte später, sich zum Bürgermeister wendend:

„Der Unglückliche, den die Polen tödlich verletzten, ist der Goldschmied Kurt Loe. Wie hart verfolgt ihn das Schicksal! Vor einem Jahre entriß ihm der Tod die Ehefrau. Seitdem fand er seinen ganzen Trost in seinem einzigen Kinde, dem Knaben Hans, der nicht von seiner Seite wich und ihn überall hin begleitete!“

Der Pole Eubomirski, der noch immer im Sattel saß, während die ihn bewachenden Deutschen unberitten waren, frohlockte heimlich, als er sah, daß ihn der Stadtssekretär, während der Knabe Hans sein Leid flugte, aus den Augen ließ. Er stieß plötzlich seinem Pferde die Sporen in die Weichen; es sprang mit einem mächtigen Satz zur Seite, überrannte die Umherstehenden und flog, von seinem Reiter zum schnellsten Lauf angetrieben, in die Ebene hinaus.

Der Stadtssekretär riß einem Grenzwächter das Gewehr aus dem Arm und feuerte dem Flüchtling nach, traf ihn aber nicht. Wütend über diesen Fehlschuß, schlug er die Richtung zum

Blochhaus ein, wohin der sterbende Goldschmied gebracht worden war.

Der Bürgermeister tröstete den Unglücklichen, der aus der Ohnmacht erwacht war, mit kräftigen Worten:

„Habt nur Geduld und vertraut auf den Herrn! Ich werde Euch in meinem Wagen nach Thorn führen, dort sollt Ihr Arzt und Pflege finden!“

„Das war die schlimmste Stunde meines Lebens,“ sagte der Goldschmied, „in der ich das polnische Land betrat. Mit ihr fing mein Unglück an!“ Er erzählte dann dem gespannt zuhorchenden Bürgermeister und dessen Begleiter, dem Stadtschreiber, daß er am St. Medardustage zum Gnesener Jahrmarkt gefahren sei, wo er in einer Bude seine goldenen und silbernen Waren ausstellte. Die kunstvolle Arbeit an Geschmeide und an den Bechern, der Glanz der Edelsteine, die sie zierten, lockte Hunderte von Schaulustigen an, und bald erschienen auch viele Edelleute als Käufer.

„Ich hatte besseren Zulauf und Gewinn“, fuhr er fort, „wie die aus Polen stammenden Goldschmiede, die neben meiner Bude ihre Waren feilboten. Sie gerieten darüber in Wut und schrieten, als der königliche Kämmerer einen wertvollen Frauenschmuck von mir gekauft hatte: „Der Deutsche betrügt Euch, hoher Herr. Er bot Euch falsches Gold an.“ Trotz meiner Beteuerung, daß ich nur echtes Geschmeide führe, glaubte mir keiner. Schon tönte es aus der tausendköpfigen Menge: „Schlagt den deutschen Hund tot!“ Schon schlich das polnische Gesindel in meine Bude, um

sie auszuplündern, da packte ich schnell meine Schätze in den Karren und verließ die Stadt. Am nördlichen Tore holte mich ein Diener des königlichen Kämmerers ein und forderte im Namen seines Herrn das Kaufgeld zurück, das ich diesem betrügerisch entlockt hätte.

Ich schlug, statt ihm Rede zu stehen, in meine Kasse ein und fuhr davon, und es gelang mir, das Thorer Stadtgebiet zu erreichen. Das half mir aber nichts, denn der Kämmerer, der mir mit seinen Freunden nachsetzte, überschritt die deutsche Grenze und . . .“

Der Goldschmied sank, von langem Reden erschöpft, in das Stroh Bündel, das ihm als Kissen diente, und lag eine Zeit lang bewußtlos da.

„Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht“, flüsterte er, nachdem er wieder zur Besinnung gekommen war. Er winkte den Knaben Hans an seine Seite, legte ihm die Hand segnend aufs Haupt und sagte:

„Gottes Wille geschehe! Das Sterben wird mir schwer, denn ich lasse dich als Waise zurück. Das verbittert mir die letzte Stunde.“

Hans umschlang ihn, küßte ihm Stirn und Augen und rief:

„Sprich nicht vom Sterben, guter Vater! Dein Hans kann ohne dich nicht leben!“

„Quält Euch nicht mit unnützen Sorgen, Meister Loe“, sprach der Bürgermeister, der ans Strohlager getreten war. „Für Euren

Jungen soll, wenn Euch der liebe Gott ins Jenseits ruft, gesorgt werden. Das gelobe ich Euch."

Ein Blitz der Freude leuchtete über das sterbensblasse Gesicht des Goldschmieds. In seinem brechenden Auge zuckte ein verklärter Strahl und er flüsterte die Hand des Bürgermeisters fassend:

"Gott segne Euch. Jetzt sterbe ich ruhig!"

"Ich werde Euren Hans wie ein Vater lieben," fuhr Gottfried Roesner in feierlichem Tone fort.

"Dank, Dank," klang es leise von den Lippen des Sterbenden. "Leb' wohl, mein Hans. Wir sehen uns wieder."

Ein letzter zärtlicher Blick auf den Knaben, der neben ihm kniete, ein letzter Atemzug, und er hauchte seine Seele aus.

Hans warf sich über die Leiche und hielt sie in stummem Schmerz umfassen.

"Wie wunderbar sind oft die Fügungen Gottes im Menschenleben," sagte der Bürgermeister zum Stadtsekretär, mit dem er ins Freie getreten war.

"Als wir am Morgen die Stadt Niewkowo verließen, um die Reise nach Bromberg anzutreten, beklagten wir es als ein Ungemach, daß ein Rad unseres Wagens brach und wir einen halben Tag in der Schmiede zu Potgusch sitzen mußten, bis der Schaden beseitigt war. Dieser unfreiwillige Aufschub unserer Reise brachte uns zum Grenzstein, wo die Polen in derselben Stunde den unglücklichen Goldschmied Loe überfielen . . . Es war Gottes Hand, die uns an das Sterbelager führte und mir

den verwaisten Knaben übergab. Ich will ihn zu einem tüchtigen Manne erziehen!"

Er ging dann ins Blockhaus, berührte die Schulter des Knaben, der noch immer über der Leiche des Vaters lag, und sagte:

"Fasse dich, mein Kind. Folge mir in deine Vaterstadt Thorn."

Hans richtete sich auf und stand dem Bürgermeister gegenüber, der ihm prüfend ins Gesicht schaute.

Er war ein hübscher, schlankgewachsener Junge mit Blondhaar und blauen Augen, die offen in die Welt schauten. Sein Herz kannte weder Falschheit noch Lüge, und er besaß die köstliche Gabe eines harmlosen Gemütes und der Frohlaune, die ihn niemals verließ. Da der Widerschein eines reinen Gemütes auf seinem frischen Gesicht lag, so gefiel er jedem, dem er begegnete.

Das gelang ihm auch beim Bürgermeister und dessen Begleiter, dem Stadtsekretär Wedemeier.

"Wenn das Auge der Spiegel der Seele ist," sagte der letztere, "so läßt das des verwaisten Jungen erraten, daß er ein braves Herz unter der Jacke trägt."

Der Bürgermeister befahl dem Anführer der Grenzwahe, den Karren des verstorbenen Goldschmiedes in die Stadt zu senden, und bestieg dann mit Wedemeier und Hans Loe den Wagen, der sie nach Thorn bringen sollte.



Der Stadtssekretär zog während der Fahrt eine Pistole aus der Tasche und hielt sie schußfertig in der Hand.

„Ihr vergeßt, daß wir auf Thorner Stadtgebiet reisen und nicht durch die polnische Wüste,“ rief der Bürgermeister ärgerlich. „Steckt die Waffe ein.“

„Ich traue den Polen nicht, mögen sie auch Wappenschild und Sporen tragen,“ erwiderte jener ernst. „Diese adeligen Strauchritter kümmern sich ebensowenig um Grenzmal und Wächter, wie ein Rudel hungriger Wölfe.“

Der Wagen flog pfeilschnell durch das Gelände, das sich längs der polnischen Grenze hinzog.

Plötzlich tauchten einige Reiter auf, die sich in schnellster Gangart ihrer Pferde dem Wagen näherten.

Der Stadtssekretär, dessen scharfes Auge in einem der Reiter, der durch seine riesige Gestalt auffiel, den Kämmerer Lubomirski erkannte, feuerte seine Pistole ab, und die Kugel traf ein Pferd.

Der Schuß erschreckte die Polen, sie zügelten ihre Rosse und hielten still, während der königliche Kämmerer, die Hand drohend gegen den Stadtssekretär erhebend, schrie:

„In Thorn sehen wir uns wieder. Euer Faustschlag soll blutig gerächt werden! Das gelobe ich Euch.“

Er jagte mit seinen Begleitern davon, während Wedemeier lachend ausrief:

„Droh Worte schlagen keinem ein Loch in den Kopf!“

Der Bürgermeister aber sagte, während trübe Gedanken ihm durch den Sinn zogen:

„Die Polen sind gefährliche Feinde! Ich ahne ein schweres Unglück, das über Thorn kommen wird!“





Zweites Kapitel.

Der vergrabene Schatz.

Die Sonne war im Verglimmen, als das Gespann, in dem der Bürgermeister Gottfried Roesner, dessen Schützling Hans Loe und der Stadtschreiber Heinrich Wedemeier saßen, die Weichsel erreichte.

Während der Fahrt über die zum jenseitigen Ufer führende Holzbrücke bot sich ihnen ein prächtiger Anblick.

Der Strom rollte in breiten Wogen dahin und trieb viele aus Baumstämmen gebaute Flöße, auf denen die polnischen Holzschläger, Flisaken genannt, weithin glitzernde Feuer angezündet hatten.

Der glutrote Schein dieser Herdfeuer und die letzten goldenen Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten über die buschbegrüntem Wälle, die mit Zinnen gekrönten Ringmauern, die hochragenden Warttürme und die vielen, mit Giebel und Söller gezierten Tore der Stadt Thorn. Sie glück, vom Dämmerchein des hereinbrechenden Spätabends umflossen, einer Stadt der Märchenwelt.

„Wie schön ist unser liebes Thorn!“ rief der Bürgermeister entzückt aus. „Es ist wahrhaftig die Königin der Weichsel, wie die Stadt im ganzen Preußenlande und jenseits in Polen gepriesen wurde!“

Der Stadtschreiber seufzte tief und erwiderte in bekümmertem Tone:

„Königin der Weichsel! . . . Das war Thorn einst! Heute aber ist es eine Königin ohne Krone. — Sie wurde ihr an dem Tage geraubt, wo Thorn dem Polenkönig Wladislaw Jagello als Landesherrn huldigen mußte!“

Diese Worte nahmen dem Bürgermeister die gute Stimmung, denn er schwieg seitdem und saß, während trübe Gedanken sein Inneres besingen, traumverloren da.

Der Wagen fuhr am jenseitigen Ufer einen schmalen Stein-damm entlang, der sich an der Außenseite der Ringmauer hinzog und von den Wogen der Weichsel bespült wurde, bis zum Seglertor und hielt dort so lange still, bis der Wächter die aus schwerem Eichenbalken gefügte Pforte geöffnet hatte. Dann rollte er durch den dunklen, hochgewölbten Bogen in den südlichen Teil der Altstadt.

Im Schatten eines wuchtigen Wartturmes, der wie ein Riesenpfahl über der Ringmauer aufragte, lag das Haus des Bürgermeisters Gottfried Roesner, wo das Gespann anhielt.

Vom Straßendamm führten einige Stufen zu einem mit Steinplatten belegten Platz hinauf, wo, von einem zierlichen Eisengitter umschlossen, Steinsitze standen. Hier pflegte Gott-

fried Roesner, wenn er aus Amt und Arbeit heimkehrte, eine Weile zu rasten und mit dem ihn begleitenden Rathsherrn zu plaudern.

Heute aber gönnte er sich keine behagliche Rast auf dem „Beyschlag“ genannten Vorplatze, sondern verabschiedete sich mit Gruß und Handschlag vom Stadtssekretär und trat durch die eichene, kunstvoll geschnitzte Thür in den geräumigen Hausflur.

Es war das eine niedrige Halle, deren mit Malereien gezierte Wände in der unteren Hälfte Holzgetäfel trugen. Eine breite Treppe aus dunkel gefärbtem Holze führte in den Oberstock, wo sich die Wohnräume befanden, während im Erdgeschosse der Prunksaal, in dem der Bürgermeister seine Gäste empfing, lag.

Auf dem obersten Treppenabsatze begrüßte Frau Dorothea den Heimkehrenden. Sie war eine stattliche Erscheinung, auf deren weiß gepudertem Haupte eine große Flügelhaube saß; sie war sichtlich erstaunt, als sie Hans Loe, der sich hinter dem Rücken ihres Eheherrn versteckt hielt, sah. Ehe sie jedoch eine Frage, was der Knabe hier in später Abendstunde suche, stellen konnte, rief der Bürgermeister:

„Der Junge ist eine Waise! Ich versprach dem sterbenden Vater, mich seiner anzunehmen. . . Begrüße ihn als unseren Hausgenossen!“

Er erzählte ihr dann ausführlich sein Abenteuer an der polnischen Grenze und das schlimme Leid, das dem Goldschmied Loe dort zugestoßen war.

Frau Dorothea, deren Gesicht einen milden Ausdruck hatte und deren Blicke ein gutes Herz verrieten, reichte dem Knaben die Hand und hieß ihn willkommen.

„Gott segne deinen Eintritt in unser Haus! Bleibe gut, dann will ich dich wie eine Mutter lieben.“

Neben ihr stand die zwölfjährige Eva, ihr blondhaariges Töchterlein, die verwundert den Knaben anguckte, und als sie die freundlichen Worte der Mutter hörte, deren Beispiel folgend, ihm die Hand entgegenstreckte:

„Willkommen Junge!“ rief sie. „Ich werde dich, wenn du artig bleibst, wie einen Bruder lieben. Einen solchen habe ich mir schon längst gewünscht!“

Hans blieb stumm und wagte sich kaum zu rühren, denn die Freude über die freundliche Aufnahme raubte ihm die Sprache. Dagegen redeten seine Augen um so lauter, denn sie drückten Dank und tiefe Rührung aus. Eine Sprache, die Frau Dorothea wohl verstand, denn sie sagte, als der Bürgermeister sich über das blöde Wesen, wie er es im stillen nannte, des Knaben ärgerte:

„Habe Geduld mit dem Knaben! Der Verlust des Vaters geht ihm tief zu Herzen. Wir wollen ihm Zeit lassen, sich an uns zu gewöhnen!“

Sie führte ihn dann in die wohnlich eingerichtete Stube des Oberstockes, in dessen Mitte ein mit Speisen bedeckter Tisch stand und Eva, die den Eltern auf dem Fuße folgte, schob

ihren Arm in den ihres Gastes und wies ihm den Platz an ihrer Seite an.

Anfangs wagte Hans, obwohl er großen Hunger hatte, kaum etwas zu genießen und verlor erst, als ihm sein Nachbarin die besten Bissen vorlegte, sein schüchternes Wesen. Am Schlusse der Mahlzeit aber plauderte er lustig und gefiel allen durch sein schlichtes, treuherziges Wesen.

Nach der Mahlzeit beriet sich der Bürgermeister mit seiner Ehefrau, was mit Hans geschehen sollte?

„Vor allem braucht der Junge Ruhe — und Menschen, die sich seiner in herzlicher Liebe annehmen!“ sagte diese.

„Tue mit dem Knaben, was dir gefällt, denn du bist ein kluges Weib. . . Laß ihn aber niemals müßig gehen,“ erwiderte der Bürgermeister. „In der Arbeit steckt für den, den ein schweres Unglück traf, der beste Trost. . . Sie allein ist die Springstange, die ihm über den Abgrund des Schmerzes und Verzagens hilft!“

„Hans wird in unserem Gaststübchen wohnen und mit uns an einem Tische essen“, fuhr Frau Dorothea fort. „Ich werde auch sorgen, daß er gut gekleidet geht. Um das aber, was du Arbeit nennst, magst du dich bekümmern!“

„Das soll auch geschehen“, rief der Bürgermeister. „Hans muß die deutsche Schule besuchen und dort zu einem tüchtigen Menschen ausgebildet werden!“

„Ich errate deine Gedanken!“ unterbrach ihn Frau Dorothea.

„Du willst ihn dem Magister der Marienschule Geret übergeben. Einen besseren Lehrer gibt es nicht in ganz Thorn!“

Nach diesem kurzen Gespräche riefen sie ihr Töchterlein Eva, die mit Hans in einem Nebengeläß plauderte, und entdeckten zu ihrer Freude, daß beide vertraulich wie zwei alte Bekannte miteinander verkehrten.

Frau Dorothea führte ihren kleinen Gast in sein Stübchen und sagte ihm, die Hand ihm segnend auf das Haupt legend: Gute Nacht.

Er aber sank, ehe er in das Bett stieg, um schwer ermüdet bald einzuschlafen, auf seine Knie und betete aus Herzensgrund:

„Vater im Himmel. Ich danke dir, daß ich armes Waisenkind Wohltäter fand. Ich will ihnen ewig dankbar sein. Gib Herr, daß ich ihnen das einst durch eine große Tat beweisen kann!“

Als er am andern Morgen erwachte und rasch angekleidet ans Fenster trat, fielen seine Blicke auf ein jenseits der Straße liegendes, altertümliches, mit Giebeln und Erkern geziertes Gebäude, dessen Tor und Fenster geschlossen waren. Er erkannte es als das Haus seiner Eltern und Tränen rannen ihm aus den Augen, denn er erinnerte sich an die glückliche Zeit seiner Kindheit, die er dort mit der Mutter und, nachdem diese starb, an der Seite des Vaters verlebte. Sie hatte jetzt ein jähes Ende gefunden. Wie hart traf ihn das Schicksal, daß er, kaum den Kinderschuhen entwachsen, als Waise in der Welt stand.

Bei diesem Gedanken hörte er nicht, daß an seine Tür gepocht wurde, und faßte sich erst in seinem Schmerze, als der Bürgermeister, der ihm den Morgengruß bieten wollte, neben ihm stand.

„Halte dich tapfer, mein Junge!“ rief er in väterlichem Tone. „Es gibt einen Spruch, der schon viel Tausenden, die unglücklicher waren als du, Trost und frischen Mut brachte. Er lautet: „Muß es sein, so schick' dich drein.“ Wähle ihn zum Antwort fürs ganze Leben!“

Er erzählte dem Hans, die Grenzwächter hätten die Leiche seines Vaters nach dem Sankt Nicolai-Friedhof überführt, der Karren dagegen mit den Jahrmarktswaren sei in die Stadt ins Haus seiner Eltern gebracht worden.

„Folge mir dorthin,“ schloß er. „Der alte Jostias vergeht vor Angst und Sorge um dich. Bleib' heute bei ihm, solange es dir gefällt!“

Beide betraten kurz darauf das jenseits der Straße liegende Haus und wurden am Tor von einem Greis, der trotz seiner siebenzig Jahre noch kräftig in den Schuhen stand, begrüßt. Er schloß den Knaben Hans in seine Arme und rief:

„Ich weiß alles und zittere noch immer vor Schreck, den mir das entsetzliche Ende eurer Gnesener Reise einjagte. Wie gerne hätte ich für deinen Vater mein Leben geopfert. Er war der beste Herr, wie es keinen zweiten in Thorn gibt. Das wird eine schöne Wirtschaft geben, wenn wir beide allein hier hausen.“

„Mach' dir keine unnütze Sorgen, lieber Jostias,“ unterbrach

ihn Hans. „Ich fand neue Eltern, die mir die verlorenen ersetzen wollen, und ein Schwesterlein.“

Diese Worte machten den alten Mann aufjubeln und zugleich traurig, denn die Trennung von dem Knaben, den er mit heißer Zärtlichkeit liebte, fiel ihm schwer.

„Tröste dich!“ sagte Hans, als er in den Augen des Alten Tränen, und in dessen Mienen Trauer darüber sah. „Ich werde dich täglich besuchen, denn wir sind Nachbarn.“

Jostias lebte seit seinen jungen Tagen im Hause des Geschlechtes von Loe und diente dem Großvater ebenso treu wie dem Vater des Knaben. Jetzt, wo er alt und zur Arbeit unbrauchbar geworden, hütete er den Patrizierhof wie seinen Augapfel.

„Am gestrigen Abend brachten die Stadtsoldaten den Karren voll Waren,“ sagte er. „Ich habe alles gut aufgehoben, denn dieser Schatz und das Haus sind das Letzte, das vom einstigen Reichthum deiner Ahnen übrig blieb. Ich will dir zeigen, wo sie gehaust haben!“

Sie gingen durch den Flur in den Hof.

Das Haus war ein burgartiger, ein Stockwerk hoher Bau aus dem fünfzehnten Jahrhundert mit vielen gewölbten Zimmern, langen, düsteren Gängen und versteckten Treppen. Rings um den Hof und im Obergeschoße zog ein auf schlanken Pfeilern ruhender Bogengang, während die Außenwand des Hauses zierliche Giebel trug, und das hohe Dach mit Zinnen gekrönt war. Im Innern des großen Gebäudes gab es Säle und Hallen, die

aber unbewohnt waren, denn der Vater des Hans begnügte sich mit einigen Stuben im Erdgeschosse des Vorderhauses und duldete nicht, daß sein Knabe sich in den anderen Räumen umhertrieb oder einen Unterschlupf suchte.

Der alte Jostias, der zum Pförtner bestellt war, mußte deshalb alle Türen und Fenster verschlossen halten.

Heute betrat Hans zum erstenmal, von ihm geleitet, die im Hinterhause liegende große Halle mit der Empfindung von Neugierde und heimlichem Grauen, die jeden Jungen beim Besuche alter, düsterer Bauten befängt.

Er sah an den braun getäfelten Wänden viele Bilder, die Herren und Frauen in der Tracht vergangener Jahrhunderte darstellten, und dazwischen Waffen aller Art. Der Hausrat dieser Halle, durch deren mit Glasmalereien gezierte Fenster das Sonnenlicht buntfarbig hereinleuchtete, bestand aus einem großen Eichen-tisch, hochlehnigen Stühlen, einer kunstvoll geschnitzten Schenkbank und einem mächtigen Kachelofen.

Jostias führte den Knaben von Bild zu Bild und zeigte ihm der Reihe nach die Ahnen seines Geschlechtes.

„Der Stammherr des Geschlechtes der Loe war Wernher, der als Freisasse zu Hoerde in Westfalen wohnte,“ sagte er, auf einen mit Eisenhut und Brunie, dem Brustpanzer, bewaffneten langbärtigen Mann zeigend. „Als zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Landmeister der Brüder vom deutschen Orden, Herrmann von Balk, in das eroberte Preußenland Ansiedler rief,

zog er an die Weichsel und half die Stadt Thorn aufbauen. Seine Nachkommen gehörten zur Kaufmannsgilde, saßen als Schöffen im Rat der Stadt und seit dem vierzehnten Jahrhundert zählte das Geschlecht derer von Loe zu den Patriziern, die das Regiment in der Stadt und im Thorner Gebiet führten.“

Der Knabe, der gespannt zuhorchte, rief, während seine Augen vor Erregung blitzten und die Wangen sich röteten:

„Ich will meinem Namen und dem Geschlechte, dem ich angehöre, Ehre machen! Ein tüchtiger Mann werden!“

Der alte Jostias drückte ihm warm die Hand und erwiderte: „Ich wünsche, solange zu leben, bis du ein Thorner Bürger geworden bist!“ und fügte lachend hinzu: Der Wohlstand für den letzten Loe könne wohl früher ins Haus kommen, ehe ihn dieser erwartete. Im Verließ des Hauses liege ein Schatz vergraben, der gehoben werden müsse.

Hans, dem diese Rede rätselhaft klang, stellte allerlei Fragen, auf die der Alte mit ernster Miene erwiderte:

„Im Hause liegt ein großer Schatz vergraben! Das weiß ich so sicher wie, daß mir der Kopf zwischen den Schultern sitzt.“

„Der Hochmeister Konrad von Jungenen gab der Stadt Thorn im Jahre 1403 ein Vorrecht, das sie zur ersten und einzigen Handelsstadt in Preußen machte. Alle Kaufleute, die aus Rußland, Polen und aus dem Deutschen Reiche das Weichsel-land besuchten, durften nur in unserer Stadt und an keinem

anderen Orte ihre Waren aufstapeln und Märkte halten. Wer einen andern Weg einschlug und in Kulm, Elbing oder Danzig etwas feilbot, verlor den ganzen Kauffchatz, der dem Stadtsäckel zufiel. Das Stapelrecht, so hieß dieses Vorrecht, machte Thorn reich und angesehen, denn die Bürger versorgten mit den von den fremden Kaufleuten gekauften Waren ganz Preußen. Das Geschlecht derer von Loe kam dadurch zum Reichtum. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts brachte ein Händler aus Ungarn ungemünztes Gold nach Thorn und erkrankte plötzlich. Damals ging die Sage, der Schwarze Tod, die Pest, sei wie vor zweihundert Jahren in Preußen eingezogen und das Volk geriet in Schrecken und Angst. Keiner wollte darum den schwer erkrankten Ungar aufnehmen und auch die Pforte des Elendhauses, der Krankenherberge zum heiligen Geist blieb ihm verschlossen. Nur der Ratsmann Hans von Loe erbarmte sich seiner und pflegte ihn im eigenen Hause wie seinen Bruder. Der Mann aus der Fremde starb und übergab vor seinem Ende dem Gastherrn einen Schatz aus Goldmünzen und Schmucksachen.

„Bewahrt alles, bis eins meiner Kinder aus Ungarn kommt,“ sagte er, „und den Schatz abholt!“ Euer Ahne erfüllte die Bitte des Sterbenden, hütete das ihm anvertraute Gut wie sein eigenes und wartete, bis der Erbe eintraf. In Ungarn brach der Türkenkrieg los, der Tausende in die Grube warf, während andere Tausende in die Gefangenschaft der Heiden fielen. Jahre um Jahre verstrichen, aber kein Erbe erschien.

Hans von Loe schied aus dem Leben und auch seine Söhne wie die Enkel warteten umsonst. Als Thorn im fünfzehnten Jahrhundert polnisch wurde und König Wladislaw Jagello mit seinen beutegierigen Scharen in die Stadt einzog, fürchteten deine Vorfahren einen Einbruch und trugen den Schatz in den Keller. Seitdem weiß keiner, an welcher Stelle er vergraben liegt.“

Hans fragte erregt, ob Jostias niemals versuchte, den Schatz zu heben?

„Es verging kein Jahr in meinem langen Leben, wo ich nicht in den Keller kroch und bald hier und bald dort nachgrub,“ erwiderte jener.

„Eines Tages hatte ich am Fuße eines mächtigen Pfeilers eine tiefe Grube ausgeschaufelt und stieg hinab. Schon glaubte ich, da mein Spaten auf Hartes, Klingendes stieß, der Schatz sei gefunden, da löste sich plötzlich die am Grubenrande aufgeschichtete Erde und rollte in die Tiefe. Ich war in Gefahr, lebendig begraben zu werden! Meine letzte Kraft einsetzend kletterte ich, ehe die Schollen mich ganz bedeckten, aus der Grube, und dein Vater, dem ich mein Abenteuer erzählte, verbot mir das Schatzgraben!“

Von Jostias geführt, durchwanderte Hans das ganze Haus, den Stammsitz seines Geschlechtes, und versprach, als es darüber Mittag geworden und er Abschied nehmen mußte, dem Alten, bald wiederzukommen.

Die Tage, die er seitdem im Hause des Bürgermeisters

Gottfried Roesner verlebte, schwanden wie im Fluge hin. Wenn ihn auch die Erinnerung und die Trauer um den Vater das Herz schwer machten, so tröstete ihn immer Frau Dorothea durch liebevolle Worte und die kleine Eva, die ihm wie einem Bruder zugetan war, verscheuchte durch ihr munteres Wesen alle trüben Gedanken, die ihn quälten. Durch dieses kleine Mädchen genoß er das Glück, eine Schwester zu besitzen, das er im Vaterhause entbehrte.

Den größten Trost aber bot ihm, wie der Bürgermeister vorausgesagt hatte, die Arbeit. Er durfte keine Stunde des Tages müßig sein. Bald trug ihm Frau Dorothea allerlei kleine Beschäftigungen im Hause auf, und bald wieder sandte ihn der Bürgermeister als Bote in die Stadt. Tag für Tag besuchte er den alten Jofias, der wie ein Einsiedler im Patrizierhause lebte und sehnsüchtig die Stunde erwartete, wo sein: Jungherr, so nannte er den Knaben, in die Pfortenstube trat. Dann saßen beide bis zum dämmernden Abend beisammen und plauderten nach Herzenslust.

Jofias, der in jungen Jahren die Marineschule besuchte, und später weiter lernte, las am liebsten in den Chroniken, die Peter von Dusburg, Lucas David und Simon Gurau über das Preußenland und die Schicksale Thorn's geschrieben hatten.

Er verstand meisterlich, wie kein anderer, zu erzählen und die Worte glitten ihm so leicht von der Zunge, daß ihm jeder gern und ergötzt zuhörte.

Nachdem Hans Loe einige Wochen im Hause des Bürgermeisters Gottfried Roesner verlebte, empfand er die stille Freude,

er werde von allen wie ein Kind des Hauses geliebt und rief eines Morgens, als er am Fenster stehend zum jenseits der Straße liegenden Stammstzle seines Geschlechtes hinüberschaute, seelenvergnügt aus:

„Gott sei Dank! Ich habe hier eine zweite Heimat gefunden!“





Drittes Kapitel.

Der Lebensretter.

An einem sonnigen Wintermorgen sagte der Bürgermeister Gottfried Roesner zum Hans, während sie am Frühstückstische saßen: „Begleite mich heute in die Marienschule. Sie wird von Knaben und Jünglingen, die von deutschen Eltern stammen, besucht. Mein kunstsinziger Vorgänger, der zugleich ein ferndeutscher Mann war, Heinrich Stroband, stiftete sie im Jahre 1602. Du sollst dort eintreten!“

Sie verließen bald darauf das Haus.

Der Schnee rieselte in dichten Flocken vom nebelgrauen Himmel und hüllte Straßen und Dächer in seine weißen Schleier, während der Wind hereinbrauste und ihn aufwirbelte. Hier und dort wölbte er ihn zu Hügeln, in die jeder, der durch die Straßen ging, knietief einsank.

Der Bürgermeister betrat mit Hans den Marktplatz der Altstadt, wo das mit Erkern und hohen Giebeln gezierte Rathaus und der Artushof, ein stattliches Gebäude, dessen Pforte auf schlanken Pfeilern ruhte, auftrug.

Während sie, den Platz überschreitend, sich der nördlichen Ringmauer und der dort liegenden Marienkirche näherten, erscholl von dort her ein wüstes Geschrei.

Eine Schar Jünglinge, die weitschößige Leibbröcke und schirmlose, mit Hahnenfedern geschmückte Mützen trugen, drängten sich um einen Greis, der, auf einen Stock gestützt und in einen weitsfaltigen Mantel gehüllt, mühsam durch den tiefen Schnee ging. Er hastete vorwärts, um so schnell als möglich den Marktplatz zu verlassen. Die Jungen aber schlossen einen Kreis um ihn, verstellten ihm den Weg, überschütteten ihn mit einem Hagel von Schneebällen und riefen einander in polnischer Sprache zu:

„Schmeißt den Alten in den Schnee. Der deutsche Hund soll drin ersticken!“

Der Greis blieb endlich hilflos stehen, wankte von allen Seiten gestoßen — und wäre, hätte ihn nicht Hans, der flink zu Hilfe kam, festgehalten, zu Boden gesunken.

Der Bürgermeister aber trat den Jünglingen, die sich wie eine Horde Wilder geberdeten, entgegen und rief in zornigem Tone:

„Zurück, ihr Zuchtlosen. Wer einen alten Mann verhöhnt, ist ein feiger Bube.“

„Wir sind keine Buben!“ schrie einer, der ihr Anführer zu sein schien.

„Wir sind polnische Edelleute und lassen uns nicht beschimpfen!“

Das Geschrei und wüste Treiben der polnischen Jünglinge hatte viele Bürger aus Hof, Werkstätte und Bude herbeigelockt und alle gerieten, sobald sie hörten, was dem Greise, den alle kannten, zugestoßen, in Zorn. Viele rückten den Polen hart an den Leib, um sie zu züchtigen. Diese aber hielten nicht stand, sondern liefen davon. Der Bürgermeister näherte sich dem Greise und begrüßte ihn. Es war der berühmte Magister Geret.

„Es darf uns nicht wundern, daß die Jöglinge des polnischen Kollegiums,“ sagte er, nachdem sie sich Gruß und Gegenruß geboten, „mit mir Spott trieben und mich mit Schneebällen bewarfen. Sie sind von ihren Lehrern aufgehetzt worden. Als ich am Morgen an der Sankt Johanniskirche, in deren Nähe die Polenschule liegt, vorüberging, begegnete ich dem Rektor Marczewski und grüßte ihn, wie es sich unter Leuten unseres Standes ziemt. Er jedoch kehrte mir den Rücken und sagte zu seinem Begleiter so laut, daß ich jedes Wort hören konnte: Er schäme sich, den Gruß eines Deutschen zu erwidern. Ringsum standen seine Schüler, die, sobald sie diese beschimpfende Rede vernommen, mich verhöhnten.“

„Das Kollegium an der Johanniskirche, das für die Söhne des polnischen Adels gestiftet wurde, ist ein Unglück für unsere Stadt. Die Jöglinge lernen dort uns Deutsche hassen und glauben, die Polen seien die Herren in Preußen. Wehe uns Deutschen, wenn diese böse Saat eines Tages üppig in die Halme schießt. Kein Bürger Thorns empfindet diesen deutschen Haß peinlicher als ich, der Magister der Marienschule. Die

polnischen Herren in Warschau wünschen nichts sehnlicher, als daß sie eines Tages geschlossen werde!“

„Davor bewahre uns der Himmel!“ unterbrach ihn der Bürgermeister lebhaft. „Wozu haben unsere Vorfahren diese Schule gestiftet? . . Sie sollte eine Oase deutschen Wissens und deutschen Wesens in der Wüste des Polentums sein! . . An dem Tage, wo die Bürger dulden, daß ihre einzige deutsche Schule für immer geschlossen wird, schaufeln sie dem Deutschtum in Thorn das Grab!“

Er fügte hinzu: „Gestattet, Herr Magister, daß ich Euch in Euer Haus begleite. Ich fürchte, die polnischen Schüler lassen Euch, solange Ihr allein geht, keine Ruhe!“

Der Magister erwiderte: „Ich nehme Eure Begleitung mit Dank an!“ und beide schritten in die Marienstraße, in deren Mitte ein düsterer Bau mit hochgewölbten Hallen und Gängen, der früher die Herberge von Bettelmönchen gewesen war, aufragte.

Der Magister führte den Bürgermeister, dem Hans Loe auf dem Fuße folgte, in eine Stube des Erdgeschosses und jetzt, wo er die Pelzmütze und den weitfaltigen Mantel abgelegt und vom Strahl der durch die hohen Fenster hereinfallenden Winter-sonne beleuchtet da stand, blickte Hans bewundernd auf den schönen, hochgewachsenen Greis. Sein würdevolles Äußere zwang jeden zur Ehrfurcht und beherrschte die Knaben seiner Schule, wie er sie durch milde Blicke, gute Worte und freundliches Wesen an sich fesselte.

Der Bürgermeister bat, Hans in die Marienschule aufzunehmen.

„Ich tue das mit Freuden,“ erwiderte der Magister, dem Knaben scharf in die Augen schauend. „Er soll hier nicht allein viel lernen, sondern auch in guter, echtdeutscher Zucht gehalten werden! Sendet ihn morgen schon zu mir.“

So geschah es auch. Hans, der seitdem täglich in die Marienschule ging, lernte fleißig und wurde bald ein guter Schüler. Die kleineren Knaben erhielten in der deutschen Sprache und in der Mathematik Unterricht, während die größeren, die Scholaren genannt wurden, Lateinisch, Griechisch und die Rhetorik, die Redekunst, lernten.

Unter den jüngeren Schülern schloß er sich einem Knaben, dessen Vater vor der Stadt Gehöfte und Ackerland besaß, an und beide wurden bald so gute Freunde, daß sie gemeinsam lernten, mitsammen ins Freie gingen und von der Schülerschar: Die Unzertrennlichen genannt wurden. Nur wenn Hans den Josias besuchte, durfte ihn sein Freund Franz Nagorni nicht begleiten, denn der wunderliche Alte duldete nicht, daß ein Fremder das Haus betrat, und guckte den Schüler, als er eines Nachmittags über die Schwelle schritt, so unfreundlich an, daß er rasch umkehrte und sich nicht mehr sehen ließ.

Franz Nagorni war ein gesitteter, aufgeweckter Junge, der, immer zu allerlei Schelmenstücken bereit, ebenso froh gelaunt war wie Hans.

Der Bürgermeister und Frau Dorothea, die anfangs die

Freundschaft der beiden Knaben nicht gerne sahen und ihr Treiben im Auge behielten, gewannen aber den munteren Franz, dessen ganzes Wesen ein reines Gemüt verriet, bald lieb und freuten sich, so oft er ins Haus kam.

„Unser Hans braucht einen guten Kameraden! Das Alleinsein ist für jeden Knaben ein Unglück!“ sagte eines Tages Gottfried Roesner zu seiner Ehefrau. „Er gehört zu den Menschenkindern, denen Geselligkeit und der Drang, sich mitzuteilen, das ist, was Licht und Tau der Blume geben. Das Alleinsein wäre das Schlimmste für ihn!“

Die Zöglinge des polnischen Kollegiums, die den greisen Magister Geret überfallen und mit Schnee beworfen hatten, zogen seitdem nur bewaffnet durch die Straßen, und machten, sobald sie einen deutschen Schüler erblickten, auf ihn, wie ein Rudel Hunde auf ein Edewild, Jagd und widersezten sich auch den Stadtwächtern, die den Bedrängten zur Hilfe eilten.

Magister Geret, dem seine Schüler klagten, sie seien von den polnischen Studenten überfallen worden, ging zum Bürgermeister und sagte:

„Der Übermut der Polen und ihr Deutschenhaß gleicht einem Funken, der in ein Stroh Bündel sprüht. Er glimmt dort kaum sichtbar weiter, ein starker Lusthauch facht ihn aufs neue an, bis einer der ringsum liegenden Halme Feuer fängt. Er brennt lichterloh und entzündet die anderen, so daß bald das ganze Bündel in Flammen steht. . . Ich fürchte, die Polen

werden, wenn sie ungehindert es so weiter treiben, bald die Herren in unserer Stadt sein!“

„Noch sind wir Deutsche die Herren in Thorn!“ unterbrach ihn der Bürgermeister. „Sie, lieber Magister, sind ein Schwarzseher. . . Ich halte den Anflug der polnischen Studenten für dumme Jugendstreiche, von denen ihre Väter und Lehrer nichts wissen!“

Der Magister erwiderte im ernstesten, die Sorge seines Innern verratenden Tone:

„Sie mögen recht haben, Herr Bürgermeister . . . Ich bin ein Schwarzseher. Wehe aber Ihnen, wenn Sie eines Tages erfahren müssen, daß Sie sich über die Polen getäuscht, ihr heimliches Wesen zu milde beurteilt haben! Das wird Ihnen viel Kummer und Leid bereiten, das ganze Leben verbittern.“

„Bis zur Stunde haben weder der polnische Adel, noch die Offiziere der Krongarde, die hier in Garnison liegen, den Frieden und die Ordnung der Stadt gestört!“ unterbrach ihn der Bürgermeister, dem das Gespräch sichtlich mißfiel, heftig.

„Die Zeit soll entscheiden, wer von uns beiden recht hat!“ erwiderte der Magister. „Ich fürchte, die Polen werden bald ihr verstecktes Spiel aufgeben und uns Deutschen offen zeigen, wie tödlich sie uns hassen. Ich bete täglich: Herr schütze mein geliebtes Thorn vor den Polen!“

Er stand nach diesen Worten auf und verließ die Ratsstube, in der er den Bürgermeister aufgesucht hatte. Gottfried



. . . . „Zurück ihr Suchtlosen. Wer einen alten Mann verhöhnt, ist ein feiger Bube!“

Roesner aber, den die Worte des Magisters tief verstimmten, sann eine Zeitlang nach und sagte endlich zu sich:

„Wie seltsam. Auf der Heimfahrt von der polnischen Grenze führte der Stadtsekretär Wedemeier dieselbe Rede wie der Magister Geret. Beides sind kerndeutsche Männer, die an Klugheit und Vaterlandsliebe nicht ihresgleichen in Thorn haben. Es wäre töricht von mir, ihre Warnung unbeachtet zu lassen. Von dieser Stunde an will ich das Treiben der Polen scharf im Auge behalten!“

Die düstere Ahnung des Magisters Geret, die Polen in Thorn würden bald offen die gehassten Deutschen befehlen, erfüllte sich schon einige Monate später.

Das Pfingstfest mit goldenem Sonnenschein, sprossendem Grün und Blumenschmuck in Garten, Feld und Heide war gekommen, und die Bürger hielten im Wallgraben, der längs dem Sankt Jakobstor hinzog, ein Vogelschießen.

Dieser Brauch stammte aus der Zeit, wo es in Preußen noch kein stehendes Heer gab, und jede deutsche Stadt sich selbst ohne Hilfe des Landesherrn des Feindes erwehren mußte. Damals wurde nur ein Mann, der mit Schwert und Armbrust ausgerüstet, in diesen Waffen geübt war, unter die Bürger aufgenommen. So entstand die Stadtwehr, die Mayen genannt, die Haus und Herd schützte. Sie hielt an jedem Pfingstfeste ein großes Vogelschießen ab. Da hing auf einem hohen Maste das Bild eines Adlers, nach dem die Armbrustträger ihre Bolzen sandten. Wer den besten Schuß getan hatte und das Vogelbild



zum Sturze brachte, empfing den ersten Preis, eine silberne Kette, und wurde als Schützenkönig begrüßt.

Im Laufe der späteren Jahrhunderte, wo die Bürger nicht mehr bewaffnet gehen mußten, und zur Zeit, die unsere Erzählung schildert, wurde das Vogelschießen am Pfingstfeste nur mehr als geschichtliche Erinnerung gehalten. Es war ein echtes Volksfest geworden, zu dem sich ganz Thorn, alt und jung, arm und reich, Bürger und Knecht, drängten.

Während die Rathsherrn und die vornehmsten Bürger mit ihren Frauen und Töchtern in der aus Holz gebauten Halle des Schießgartens vergnügt saßen, trieb sich das Volk im Gelände längs dem Weichselufer umher. Dort waren Buden voll Jahrmarktskram und Schenken, wo Eßwaren, Wein und Bier feilgeboten wurde, aufgestellt.

Am Nachmittage des ersten Pfingsttages erschienen der Bürgermeister Gottfried Roesner, der Stadtschreiber Wedemeier und einige Rathsherrn im Schießgarten. Alle trugen farbige, langschößige, mit goldenen Tressen besetzte Röcke aus feinstem Tuche oder aus Seide, geblünte bis zu den Knien reichende Westen, auf der weiß gepuderten Lockenperücke einen kleinen dreieckigen Filzhut und in der Hand einen Stock mit silbernem Knopf. Einige hatten zierliche Degen um den Leib geschnallt, die mehr als Schmuck, denn als Waffe dienten.

Frau Dorothea, die ihren Eheherrn begleitete, erschien in einem hellfarbigen, seidenen, mit Silberblumen bestickten Gewande, über das sie die Saloppe, einen langen, mit einer Kopfhülle,

Kapuze, ausgestatteten Kragenmantel trug und in buntledernen Schuhen mit hohen Absätzen. Den Kopf zierte ein turmähnliches, mit Blumen und Federn geschmücktes Drahtgeflecht, über dem die mit Reismehl bestäubten Haare so dicht lagen, daß es unsichtbar blieb. Die anderen Frauen gingen ähnlich bekleidet und auch die kleine Eva, die ihre Haare zu zierlichen Zöpfen geflochten hatte, erschien in dieser Tracht.

Der Bürgermeister begrüßte die Rathsherrn mit Handschlag und guten Worten und lud sie ein, ihm zur Schenkbank zu folgen, wo ihnen in silbernen Bechern ein würziger Wein kredenzt wurde. Der zweite Bürgermeister, Johannes Jernecke, ein alter, gebrechlicher Mann, dessen durchgeistigter Gesichtsausdruck den Denker und Gelehrten verriet, sagte leise zu Gottfried Roesner:

„Die polnische Krongarde, die der König in unsere Stadt legte, ist eine drückende Last für uns Bürger. Es vergeht kein Tag ohne Unfug. Die Offiziere geberden sich wie die Herren der Stadt!“

Er erzählte, daß die Mannschaft dieser Krongarde, weil der Sold ausblieb, in der letzten Nacht in das Haus des Getreidehändlers Nathan, der im Rufe, der reichste Mann der Neustadt zu sein, stehe, eingebrochen seien. Sie zertrümmerten Türen und Tore, brachen die Schränke auf und raubten viel Tausende von Talern. Als Nathan und seine Hausgenossen sich wehrten, wurden sie blutig geschlagen und schwer verletzt.

„Wir müssen über diesen Einbruch der polnischen Soldaten,

den sie vor den Augen ihrer Offiziere verübten, in Warschau Klage führen!“ schloß er.

„Wie oft ist das schon geschehen!“ rief der Stadtssekretär Wedemeier. „Ich selbst sandte ein halbes hundert Klageschriften an den Minister Flemming nach Warschau. Er aber ließ sie unbeantwortet und die Leibgarde treibt es heute ärger als früher. Wir Thorner müssen uns selbst helfen.“

Johannes Zerneck, der ein Mann von wenig Mut war, schaute ängstlich nach allen Seiten und beschwor den Stadtssekretär, nicht weiter zu reden. Es gebe überall polnische Späher, die jedes schlimme Wort über den König und die adeligen Herren nach Warschau meldeten. Der Stadtssekretär erfüllte seine Bitte und redete seitdem von weniger gefährlichen Dingen.

Die Frauen der Bürgermeister und der Ratsherren saßen an einem gesonderten Tische in der Halle und tranken, von Hauswesen und Stadtklatsch plaudernd, Kaffee, während sich ihre Kinder langweilten. Eins nach dem andern schlich ins Freie und schaute zu, wie die Schützen Kugel um Kugel in die Scheibe schossen.

So tat es auch die kleine Eva und begegnete dem Knaben Hans, der, weil er nicht in die Halle eintreten durfte, bei den Spielteuten saß und ihre lustigen Weisen anhörte. Als er das Mädchen erblickte rief er, es an der Hand fassend: „Komm mit. Wir wollen die Buden besuchen; dort ist es lustiger als hier!“

Beide gingen ins Gelände hinaus und guckten bald in eine Bude, wo die Gaukler ihre Kunststücke machte, und schauten bald wieder dem tanzenden und vergnüglich schmausenden Volke zu.

Plötzlich tönte vom Tor her, das in den Schießgarten führte, Geschrei, Toben und wilder Lärm, der die Stadtleute von allen Seiten anlockte. Auch Hans und Eva liefen hinzu, gerieten aber ins Gedränge und wurden arg hin und her gestoßen.

Eine Schar Offiziere der Krongarde war in die Halle eingedrungen und setzte sich, ohne die Ratsherren zu grüßen, rings um die Schenkbank. Sie zechten dort, bis die meisten trunken wurden, und führten allerlei dreiste Reden: Die Thorner seien nicht wert, daß ein polnischer Edelmann sich an ihren Tisch setze. Andere wieder schimpften über die Deutschen, die man wie tolle Hunde totschlagen müsse.

Der Bürgermeister Gottfried Roesner rief ihnen empört zu: „Schweig. Ihr verletzt das Gastrecht!“

Und wieder tönte es aus dem Kreise der Polen: „Wir sind die Herren in der Stadt . . . Die Thorner müssen als schlecht-Untertanen unseres Königs gezüchtigt werden.“

Jetzt sprang der Stadtssekretär Heinrich Wedemeier auf, ging zur Schenkbank und schrie:

„Laßt das Drohen. Wir Deutschen fürchten euch Polen

nicht. Polnische Worte und Federn gehen viel auf ein Pfund!“

Die Offiziere zogen ihre Krummsäbel und schwangen sie zum Schlage, während die Ratsherren sich von ihren Sitzen erhoben und: „Entwaffnet die Eindringlinge!“ schrien.

Auf diesen Ruf, der weit in den Schießgarten hinaus und über das Gelände tönte, drang eine Menge Stadtvolk in den Saal und einige kräftige Männer rückten den Polen mit Faustschlag und Fußtritt hart an den Leib.

„Schlagt die Polen nieder. Werft sie in die Weichsel!“ tönte es aus dem Haufen.

Schon waren einige Offiziere der Krongarde blutig geschlagen, schon lagen mehrere schwer verwundet auf dem Boden, da deckte der Bürgermeister Gottfried Roesner die übrigen mit seinem Leib, während der Stadtsekretär Wedemeier die bis zur Raserei erregte Menge beschwor, den Schießgarten zu verlassen. Und sie folgte, da er der Liebling der ganzen Stadt war, seiner Bitte.

Der Einbruch der Polen machte dem Vogelschießen ein jähes Ende, und Ratsherrn wie Bürger machten sich mit Frauen und Kindern auf den Heimweg.

Frau Dorothea suchte ihr Töchterlein Eva, fand es aber nicht. Wo war die Kleine geblieben? Einige Frauen erzählten, sie hätten Eva, von einem Knaben begleitet, in den Schaukuden gesehen und später unter der Menge, die auf den Hilferuf der

Ratsherren sich in den Schießgarten drängte; verloren sie aber im Getümmel aus den Augen.

Der Bürgermeister ging in den Garten, durchsuchte ihn nach allen Seiten und fand endlich hinter einem Busch Eva mit zerrissenen Kleidern, wirren Haaren und in Tränen aufgelöst sitzen. Neben ihr lag Hans leblos. Er rief einige Männer herbei, die den Knaben aufhoben und in die Halle trugen, während er das Mädchen dorthin führte.

Frau Dorothea, die ihr Kind mit einem Jubelschrei umarmte, stellte allerlei Fragen und Eva erzählte, sie und Hans seien in den Menschenknäuel geraten, der in den Schießgarten lief. Das Gedränge war so groß, daß sie sich bald nicht mehr rühren konnten und den Boden unter den Füßen verloren. Sie sei niedergefallen und Hans habe sie in dem Augenblicke, wo die nachdrängenden Haufen sie stießen, mit seinem Leibe wie mit einem Schilde gedeckt. Er rettete sie, sonst wäre sie zertreten worden.

„Nachdem die Menschen sich zerstreut und Raum zum Aufstehen geworden,“ fuhr sie fort, „versteckte ich mich aus Furcht, wieder ins Gedränge zu kommen, im Busch und Hans kroch, obwohl er schwer verletzt war, mir nach. Dort verlor er das Bewußtsein. Ich hielt den guten Jungen für tot und weinte um ihn wie um einen Bruder!“

Der Knabe erwachte bald aus seiner Ohnmacht und wurde, nachdem ein herbeigerufener Arzt die Wunden, die er durch Fußtritte an Kopf und Rücken erlitten, verbunden hatte, in das

Haus des Bürgermeisters getragen. Er lag dort mehrere Wochen lang krank und am Tage, wo er zum erstenmal genesen ins Freie ging, umarmte ihn der Bürgermeister und sagte:

„Du bist ein tapferer Junge, der für Groß und Klein ein Vorbild sein kann. Gott segne dich, den Lebensretter unseres einzigen Kindes!“



Viertes Kapitel.

Die Maiseier.

An einem Maitage des Jahres 1722 trat der Magister Geret in die Aula der Marienschule, wo die Scholaren und kleinen Schüler ihre Frühandacht hielten, und sagte:

„Morgen werden wir die Majales, unsere Maiseier, halten!“

Bei diesen Worten blitzten die Augen aller vor Freude, die Wangen röteten sich und hier und dort wurde ein heimlicher Jubelschrei laut.

„Die Majales sind ein uralter Brauch,“ fuhr der Magister fort, „den die ersten deutschen Ansiedler nach Preußen brachten und so heilig hielten wie das Volk in ihrer deutschen Heimat. Sobald der Maimonat dort erschien, zogen überall in Stadt und Dorf die Bürger und Bauern in den nahen Wald hinaus und freuten sich bei Reigentanz, Sang und Becherlupf, daß der Winter, der die Erde in die Fesseln von Frost und Eis schlug und ins Grabtuch des Schnees hüllte, entwichen sei. Sie jubelten, in hellen Haufen durch das sprossende Grün der Wiesen ziehend, über die Wiederkehr des Frühlings, der mit Sonnenschein, lauen

Lüften und Blütenduft ins Land gekommen war, und schmückten ihre Kleider und Mützen mit grünem Reis!“

„Wohin gehen wir zur Maifeier?“ fragten sich die Schüler untereinander und warteten ungeduldig, was der Magister, der eine Zeitlang schwieg, sagen werde.

„Wir ziehen in den Wald von Barbarken!“ klang es endlich von seinen Lippen.

Das war ein großer, stundenlang sich hinziehender Forst im Burgfrieden der Stadt Thorn mit hundertjährigen, von Efeu-ranken umsponnenen Eichen und Föhren. Mitten im Waldesdickicht lag ein blumiger, stiller Hag, der, wie kein anderer, zur Rast nach langer Wanderfahrt und zu fröhlicher Geselligkeit einlud.

Kein Scholar und Schüler fehlte darum, als am dämmern-den Morgen des nächsten Tages Magister Geret seine Schar durch die Altstadt führte. Jeder trug ein mit Eßsachen gefülltes Ränzlein auf dem Rücken und hatte die Mütze mit einem grünen Zweiglein geschmückt.

„Der Wald hat seine Äste schön bekleidet,

„Er hat aufgesetzt sich manch' stolzen Kranz!

„Hei! Wie mein Blick sich an der Heide weidet,

„Die trägt ein fein Gewand von Blumenglanz.

„Dabei hört man die Vöglein singen,

„Wie ein Harfenklingen!

So tönte das Maienlied des Thüringer Sängers Heinrich Tannhäusers aus dem Schülerhaufen, dem sich Hans Loe und Franz Nagorni zugesellt hatten.

Die Wälle zwischen dem Kulmer Thor und den Wacht-türmen von Sankt Jakob schimmerten im Grün der Büsche. Ein laues Wehen zog durch die Wipfel der den Ringgraben säumenden Erlen, und um das Geäste zitterte goldener Sonnenschein. Sonnenschein und Lenzwonne füllte auch die Herzen der Schüler, die in den Barbarkenwald pilgerten.

Nachdem sie die nach der Stadt Leibitsch führende Heerstraße betreten hatten, säumte ihren Weg zur Rechten eine Hügelkette, die zwischen Gelände und Weichselufer sich hinzog. Sie hieß der Weinberg.

Franz Nagorni sagte lachend, während er auf die dürre, buschlose Heide wies, zu Hans:

„Ich sehe wohl den Berg, aber nirgends einen Weinstock! Lucus a non lucendo. Hier wird das alte Sprichwort zur Wahrheit!“

„Du irrst, lieber Franz,“ erwiderte Hans. „Die Hügel am Weichselufer, von Thorn bis Kulm, glichen im Mittelalter, als Preußen noch ein ferndeutsches Land war, wie der Chronist Peter von Dusburg erzählt, einem riesigen Rebengarten. Es wurde dort ein starker, süßer Wein gefeilt, und die ersten Schößlinge brachten im dreizehnten Jahrhundert die aus dem Rheingau stammenden Ansiedler nach dem Osten. Der Thorner Wein, der auf dem Hügel, dem Weinberg, an dem wir jetzt vorüberziehen, wuchs, mundete vortrefflich. Als einst Herzog Rudolf von der Pfalz als Gast des Hochmeisters Winrich Kniprode in der Marienburg einen Becher davon leerte, rief er dem

Schenken zu: „Füll mir noch einmal den Pokal! Der Trunk ist echtes Öl und süß, daß einem der Mund davon klebt!“

Die Sonne schien sengend vom wolkenlos blauen Himmel. Die glitzernden, aus Lichtfäden gewobenen Schleier sanken immer tiefer und fluteten als Blutwoge über Feld und Hag. Von keinem Windhauche bewegt starrten die Baumkronen und die Wipfel der Büsche in die heißen Lüfte. Die jubelnde, fröhlich plaudernde, ewig scherzende Schülerschar verstummte jetzt und schritt schwer atmend, müde in allen Gliedern vorwärts und in der stumpfen Schwüle, die über dem Gelände gebreitet lag, verflangen ihre Stimmen. Wie jubelten sie auf, als endlich der Wald von Barbarken sie in seinen Schatten aufnahm. Hier wehte Kühle und lud weiches Moos zum Rasten ein. Bald war der im Dickicht versteckte Hag erreicht, wo sich alle ins Wiesengrün lagerten.

„Maienwonne! Wer dich schauen

„Will, der wandle in die Auen.

„Auf Hügeln und im Tal

„Grünt es überall.

„Blütbehangen sind die Äste,

„Kommt zum Frühlingseste.

„Der Lieder schönste Weise

„Singt dem Maie zu Preise.

So klang aus ihren Kehlen das vom Minnesänger Ulrich Eichenstein im fünften Jahrhundert gedichtete Maienlob. Jeder öffnete sein Ränzlel, um mit tüchtigem Hunger den mitgebrachten

Imbiß zu verzehren, und eine Quelle, die krysthell und eisigkalt aus einem Felspalt sprudelte, bot ihm den heißersehten Trunk.

Der Tag verging in Lust und Fröhlichkeit. Um die Stunde, wo die ersten Abendschleier hereindämmerten, rüstete sich die Schülerschar zur Heimkehr.

Als sie singend den Wald von Barbarken verließ und in die Heide hinabstieg, war das Sonnenlicht im Verglimmen. Seine letzten Strahlen fluteten wie Flammen über das weite, dusterfüllte Gelände.

Magister Geret wies mit der Hand nach Osten, wo auf einem Hügel einige Eichenbäume ragten, die vom Sonnengold umflossen riesenhaften feurigen Büschen glichen.

„Der Boden, auf dem wir stehen!“ sagte er in feierlichem Tone, „ist eine heilige Kulturstätte. Hier ist die Scholle, auf die vor fünf Jahrhunderten zuerst deutsche Männer ihren Fuß setzten, um den heidnischen Puzzen das Christentum zu predigen. An der Fackel des Christentums entzündete sich die Leuchte der Gesittung. Die Wilden, die Christum bekannnten, wurden friedliche Menschen.“

Es war im Frühjahr des Jahres 1250, als ein Kahn, in dem der Landmeister der „Brüder vom deutschen Orden“ und einige mit Eisenhut, Panzer und Schwert bewaffnete Ritter saßen, am rechten Ufer der Weichsel landeten. Auf dem Gipfel des Hügels, der auf polnisch Chelmo, Kulm, genannt wurde, wo ihr Kahn im Schilf still lag, grüntem mächtige Eichen, deren Wipfel

so dicht belaubt waren, daß weder Schnee noch Regen das Blätterdach durchdrangen. In den Zweigen nisteten viele Nachtigallen, deren Gesang die Fremden entzückte, so daß sie den Hügel, von dem aus sie zum erstenmal eine preussische Landschaft, die nach ihm die Kulmische hieß, schauten, den Vogelsang nannten. Am andern Morgen tauchten aus dem Walde, wo wir unsere Maifeier hielten, die mit schweren, eisenbeschlagenen Keulen bewaffneten Pruzzen auf. Sie trugen Leibröcke aus weißem Leder, die bis zu den Knien reichten, und um die Hüften einen eisernen Ring. Die meisten gingen barhaupt. Sie bedrängten unter wildem Geschrei die deutschen Ritter, die sich der hundertfachen Übermacht kaum erwehren konnten und sich zur Nachtzeit im Geäste der Eichen beherbergten. Als ihnen eine neue, größere Schar von Rittern und Reifigen folgte, bauten sie ringsum den Vogelsang einen hölzernen Wall und nannten ihre Burg zur Erinnerung an eine Ordensfeste Torum in Palästina — Thorn. Es war aber hier kein sicheres Wohnen, denn die wüßschäumenden Wogen der Weichsel überfluteten das Land, und darum bauten die aus Westfalen stammenden Ansiedler, die den deutschen Ordensrittern folgten, auf der weiter stromabwärts liegenden Kämpfe andere Gehöfte und die Brüder vom deutschen Orden, aus Felsblock und Backsteinen eine neue Feste. So entstand unsere Vaterstadt Thorn. Wenn später, in den Tagen des Mittelalters ein vom Rhein oder Neckar hergewandter Fremdling Thorn besuchte, so glaubte er eine Stadt in Franken oder Thüringen betreten zu haben. Überall tönten deutsche Laute an sein Ohr und begegne-

ten ihm Männer und Frauen, die durch Körperbildung, Wesen und Sitten ihn an die liebe, deutsche Heimat erinnerten. Das ist anders geworden! In der Stunde, wo am 15. Juli 1410 in der Schlacht bei Tannenberg die Brüder vom deutschen Orden und die ihnen treu verbundenen deutschen Bürger und Bauern des Preußenlandes von den slavischen Horden besiegt wurden, dämmerte auch über unsere Stadt die Nacht des Unglücks herein. Die Thorner mußten dem Könige von Polen als Landesherrn huldigen, und heute soll unser ferndeutsches Thorn ganz polnisch werden. Der liebe Gott bewahre uns vor diesem Übel!

Wir dürfen nicht verzagen und auch nicht klagen, denn der Herr im Himmel verläßt keinen Deutschen, der in der Not zu ihm schreit. Hört mein Wort und behaltet es treu im Herzen. Ihr habt heute eine deutsche Maifeier gehalten. Sie soll mit einem gut deutschen Gelöbniß beendet werden.“

Magister Geret spannte die Arme aus. Über sein schönes Antlitz leuchtete ein verklärter Schein und die Augen gegen den Himmel erhebend, rief er in begeistertem Tone:

„Eure Vorfahren haben mit ihrem Blute Preußen erobert und hier eine neue Heimat gegründet, die ihnen so lieb und teuer war, wie jene, wo ihre Wiege stand. Vergesst das nicht. Ein Deutscher, der seine Abstammung verleugnet, der sich seiner Sprache und Sitte und des deutschen Wesens schämt, ist ein erbärmlicher Feigling! Vergesst auch das nicht!“

Der Magister schwieg schwer ermüdet. Seine Rede aber zündete wie ein Blitzstrahl, der in ein Strohdach fuhr und es in

Brand steckte. Die Schüler streckten ihre Arme gen Himmel und schriegen wie mit einer Stimme:

„Wir sind Deutsche. Wir wollen deutsch bleiben!“

„Amen. Gott segne Euch, meine lieben Jungen!“ rief der Magister tief gerührt, während Freudentränen aus seinen Augen rannen. „Haltet, wenn Ihr erwachsen seid, an dem fest, was ihr heute im Walde von Barbarken gelobt habt. Werdet ferndeutsche Männer und bleibt es bis zum Grabe! Dann ist Eure Vaterstadt Thorn für Polen verloren!“

Die letzten Kräfte des Greises waren verbraucht. Er wankte und eine Ohnmacht lähmte ihm Glieder und Sinne. Hans Loe, der nicht von seiner Seite wich, fing ihn in seinen Armen auf und bettete ihn, von einigen Scholaren unterstützt, in den Rasen.

Franz Nagorni, dessen Eltern in der Thorner Niederung wohnten und der die Gegend wie seine Tasche kannte, sagte:

„Jenseits der Wiese liegt am Rande der Heerstraße die Schenke: Zum Vogelsang. Wir wollen den Kranken hintragen und so lange dort bleiben, bis er sich erholt hat.“

„Dein Rat ist gut!“ erwiderte Hans Loe. „Was soll aber mit den jüngeren Schülern geschehen?“

Einige Scholaren boten sich an, sie auf kürzestem Wege nach Thorn zu führen, während die anderen dem Magister in die Schenke folgten.

„Frisch auf den Weg. Ihr müßt das Stadttor, ehe die Nacht hereinbricht, erreichen, sonst schließt der Wächter es euch

vor der Nase zu!“ riefen die Scholaren, um die Kleinen, die ermüdet langsame Schritte machten, anzufeuern.

„Geht schneller, ihr kommt zu spät!“

Sie stimmten einen fröhlichen altdeutschen Sang an, der alle munter und rüstig erhielt.

„Jauchzet froh ihr Jungen!

„Böser Winter ist bezwungen.

„Keiner soll jetzt trauern mehr,

„Schauet an die grüne Heide,

„Wie sie leuchtet, befreit vom Leide.

„Glänzend ganz und blumenschwer

„Wer im Grünen unter Blüten

„Rastend singen mag,

„Der laß alles Ungemüthe,

„Seinen Dank dem Mai er sagt.

Hans Loe und seine Gefährten trugen den Magister, der ohnmächtig in ihren Armen hing, in die Schenke: Zum Vogelsang. Es war das eine mit Stroh gedeckte Lehmhütte, aus der ihnen Gesang und Poltern entgegenscholl, und sie sahen, nachdem sie den niedrigen Flur betreten, in der einzigen Stube eine Schar junger Polen rings um die Schenkbank sitzen.

„Obstupui, steteruntque comes, vox faucibus haesit! Ich stand wie betäubt, die Haare sträubten sich und die Stimme stockte mir im Halse!“ sagte Franz Nagorni, einen Vers aus Virgils Aeneide wiederholend, leise zu Hans. „Wir sind in eine Wolfschlucht geraten. Ich kenne die Jungen. Es sind die Zöglinge der Polenschule in Thorn.“

Hans erwiderte ebenso leise. „Aus Rücksicht für den franken Magister hüte deine Zunge. Wir wollen uns taub und stumm stellen. Mögen die Polen reden und treiben was ihnen beliebt!“

„Du täuschest dich,“ erwiderte Franz Nagorni. „Sie werden uns nicht in Ruhe lassen, denn sie sind uns an Zahl überlegen, und das gibt ihnen Mut.“

„Die Polen sind aalglatt in Wort und Wesen, aber falsch und rachsüchtig!“

Er hatte Recht, denn in dem Augenblicke, wo die Polen in den Ankömmlingen deutsche Schüler und in dem leblosen Greis den verhaßten Magister Geret erkannten, schrie ihr Anführer Stanislaus Eisiecki, ein Starostensohn aus Wlozlawek: „Silentium, Schweigt!“

Sie unterbrachen ihren eben angestimmten Gesang und glogzten frech die Deutschen an. Die meisten von ihnen waren vom vielen Biergenusse trunken und nicht mehr Herr ihrer Sinne. Hans Loe und die anderen Scholaren betteten den Magister auf eine Bank, die in einem entfernten Winkel stand, und kehrten, einen Kreis um ihn schließend, den Polen den Rücken. Nachdem sie den Magister mit kaltem Wasser Stirn und Schläfe benetzt, erwachte er aus der Ohnmacht und schlürfte einige Tropfen Wein, die ihn sichtlich stärkten. Er bat, zur vollen Besinnung gekommen, die Scholaren so schnell als möglich die Schenke zu verlassen, denn er hatte in den Zechern polnische Studenten erkannt und fürchtete ihre Roheit.

„Wir werden erst dann aus der Schenke gehen können,“ erwiderte Hans Loe, „wenn Ihr, Herr Magister, zu Kräften gekommen seid. Der Weg nach Thorn ist weit und Ihr müßt ihn leider zu Fuß machen!“

Die Polen, die das ruhige Wesen der Deutschen, für die sie nicht in der Stube zu sein schienen, ärgerte, redeten jetzt plötzlich deutsch. Einer von ihnen sprang auf, warf einen blanken Taler auf die Schenkbank und schrie:

„Wo ist Euer Knecht, Herr Wirt. Ruft ihn herein. Er soll die deutschen Hunde aus dem Krug schmeißen. Sie sind nicht wert, von polnischen Fäusten gepackt und durchgeprügelt zu werden!“

Seine Genossen stimmten ein Lied an, das wieder die Deutschen verhöhnte und beschimpfte.

„Warum singt Ihr nicht?“ fragte Stanislaus Eisiecki, sich erhebend und zur Bank, auf der der Magister saß, tretend.

„Laß die Kerle in Ruhe,“ unterbrach ihn der Student Weselski. „Weißt du denn nicht, daß die Deutschen nicht singen können. Sie grunzen nur wie Schweine!“

Diese Worte brachten Franz Nagorni in flammenden Zorn. Er ging zur Schenkbank und rief mit blitzenden Augen und erhobener Faust:

„Der Teufel soll euch holen, wenn ihr nicht ruhig bleibt. Wir sind stolz, Deutsche zu sein. Kein Mensch in der Welt darf uns ungestraft beschimpfen!“

„Werft die Hunde zur Tür hinaus!“ schriegen die Polen.

und umringten den kühnen Scholaren. Dieser aber sagte, den Rock ausziehend, zu Hans Loe:

„Führe den Magister ins Freie und in ein sicheres Versteck. Komm dann wieder und hilf mir. Die Polen sollen deutsche Fäuste kennen lernen!“

Hans tat, was der Freund sagte, und kehrte, nachdem er den Magister in Sicherheit gebracht, in die Stube zurück, wo die Scholaren, sich an die Wand der Wirtsstube lehrend, um den Rücken gedeckt zu haben, den Angriff der zehn Polen erwarteten. Franz Nagorni war ein kräftiger, im Ringkampf und Faustschlag geübter Junge, der keine Furcht kannte und nie einem Gegner, wenn er auch stärker war, auswich.

Sobald Stanislaus Lisiecki sich auf ihn stürzte, beugte er Kopf und Oberkörper, packte ihn mit beiden Armen um die Mitte, presste ihn wie mit eisernen Klammern an sich, hob ihn, während der Student beim kräftigen Umschlingen den Atem verlor, in die Höhe, und schleuderte ihn wie ein Kleiderbündel unter die Polen. Einige fielen, von diesem lebenden Wurfgeschosse getroffen, zu Boden, während die anderen Wunden davontrugen. Der Student Weselski riß, wütend darüber, daß ein einziger Deutscher Herr über zehn Polen geworden, das Messer aus dem Gürtel, um es dem Franz Nagorni in den Leib zu stoßen. Ehe jedoch die Waffe ihr Ziel traf, ergriff Hans Loe die erhobene Faust, drückte sie so kräftig, daß ihr das Messer entfiel. Dann faßte er den Nordbuben bei der Gurgel, drückte ihn in die Knie und stieß ihn zu Boden.

„Komm mit ins Freie!“ rief ihm Franz Nagorni zu. „Wir haben die Polen für Schimpf und Hohn gezüchtigt! Das genügt. Ich raufe nur aus Nothwehr!“

Beide verließen, von den Scholaren begleitet, die Schenke und suchten den Magister, der in einer mit Stroh gefüllten, hinter Buschwerk versteckten Scheune saß, auf. Er war ermattet eingeschlafen.

Hans Loe zog seinen Rock aus, breitete ihn über den Greis, um ihn vor der Nachtkühle zu schützen, und legte sich auch ins Stroh. Franz Nagorni und die übrigen Scholaren taten ein gleiches und bald befiel alle ein tiefer Schlaf, aus dem sie erst erwachten, als ein neuer Tag aufdämmerte.

Am östlichen Horizont zuckten die ersten Sonnenstrahlen, die Boten des kommenden Morgens, empor, und das nächtliche Gewölke, das wie ein Schleiertuch den Himmel verhüllte, löste sich in rotschimmernden Nebel auf. Die laue Mainacht war zu Ende. Eine Windwoge nach der anderen fauste durch die Wipfel der Bäume, über die blütenbehangenen Sträucher und Ranken der Heide. Durch das Gehölz zog ein Rauschen und Wogen, während die Wolken verwehten und sich als graues Gespinste über Wiesen und Hagen senkten. Aus dem Geäste klangen leise Vogelstimmen. Die Schatten der Nacht verwandelten sich in glutrote Lichtfäden. Eine goldene Welle nach der anderen schäumte am östlichen Himmelsbogen auf und zerfloß in feurigen Ringen über das mit weiß schimmernden Wölkchen bedeckte Firmament.

Endlich stieg der flammende Sonnenball empor aus dem Flockenmeer, der Morgennebel leuchtete, die tiefblaue, schattenlose, krystallklare Himmelslocke wölbte sich über die Weichselniederung und die wie eine Märchenburg aufragende Stadt Thorn.

Hans Loe war durch die Sonnenstrahlen, die in die offene Scheune leuchteten, geweckt worden. Er trat ins Freie und sagte entzückt und tief ergriffen von diesem wunderbaren Naturbilde zu Franz Nagorni, der ebenso bewegt neben ihm stand:

„Ich habe noch niemals einen Sonnenaufgang gesehen. Wie froh bin ich! Das ist der schönste Schluß unserer Maifeier!“

„Du hast recht,“ erwiderte der Freund. „Dieser Sonnenaufgang und unser Gelöbniß im Wald von Barbarken: Gut deutsch zu sein und gut deutsch zu bleiben! werden mir niemals aus dem Gedächtnis schwinden.“

„Amen! Das gebe der liebe Gott!“ rief der Magister Geret, der vom Schlafe erwacht, sich erhob und ihnen zugesellt hatte. „Habt Dank, daß Ihr mir, dem alten Mann, treu zur Seite bleibt. Gott lohne euch diesen Samariterdienst. . . Es ist aber Zeit für uns Nachtschwärmer, heimzugehen!“

Mit diesen Worten betrat er, von Hans Loe und den Scholaren begleitet, den Wiesenpfad, der nach Thorn führte.



fünftes Kapitel.

Die Prozession.

„Hört ihr das Glockenläuten! Kommt mit in die Sankt Jakobskirche, dort hält die Mariabruderschaft eine Prozession! . . Beeilt euch. Wer zu spät kommt, sieht nichts!“

So sprachen an einem Julisonntage des Jahres 1724 die Mütter in der Thorner Neustadt zu ihren Kindern und zogen ihnen die besten Kleider an. Diese, die seit frühem Morgen in den Stuben hin und her sprangen oder aus den Fenstern guckten, konnten nicht erwarten, daß die Eltern mit ihnen das Haus verließen.

Die Glocken der Sankt Jakobskirche klangen weit hinaus über Stadt und Land und riefen zum Gottesdienst; auch aus der Altstadt kam viel andächtiges Volk gezogen, füllte die engen Gassen und drängte zum Anger hin, in dessen Mitte das aus rötlich schimmernden Backsteinen erbaute Gotteshaus auftrug.

„Vater, lieber Vater! Ich will auch die Prozession sehen!“ bat ein kleiner Knabe den Krämer Heyder, der in der Junfer-

straße seine Bude offen hielt und mit dem Kinde vor der Thür stand.

„Laßt das bleiben!“ rief ihm der Bäcker Lebahn, sein Nachbar, zu. „Wir sind evangelisch. Was kümmert uns die Prozession der Katholischen! Wie leicht kann unsereins, das ihre kirchlichen Gebräuche nicht kennt, Anstoß erregen.“

Der Knabe aber bat so quälend, daß der Krämer nachgab, ihn an der Hand faßte und nach dem Anger ging. Der Bäcker Lebahn folgte ihm.

Aus den hochgewölbten Hallen des Gotteshauses, wo tausende von Wachlichtern brannten, Weihrauchdüfte aus silbernen, mit glühenden Kohlen gefüllten Gefäßen aufstiegen, die Orgel tönte und feierliche Gesänge schallten, zog eine Schar in weiße Gewänder und Schleier gehüllter Mädchen ins Freie. Einige trugen eine vergoldete Bahre, auf der ein lebensgroßes, aus Holz geschnitztes Bild der Himmelskönigin Maria stand, auf den Schultern, und andere bestreuten den Weg mit Blumen. Ihnen folgten Priester in weißen Chorröcken und buntseidenen Umhängen, die brennende Wachsfackeln in den Händen hielten und einen Choral anstimmten. Hinter ihnen erschien der Probst, eine hohe, ehrwürdige Gestalt im faltenreichen, goldgestickten Brokatmantel und die spitze, mit funkelnden Edelsteinen gezierte Bischofsmütze auf dem Haupte.

In der vordersten Reihe der Andächtigen, die den Weg der Prozession säumten, standen die Studenten des polnischen Kollegiums mit ihrem Rektor Marczewski.

Die beiden Bürger Heyder und Lebahn betraten in dem Augenblicke den Anger, wo die Prozession aus der Kirche wallte, und wurden von der nachdrängenden Menge in die Nähe der polnischen Studenten geschoben. Als das Bildnis der Himmelskönigin, die Priester und der segnende Probst herannahten, sank alles Volk in die Knie, die Männer zogen Mützen und Hüte, bekreuzten sich, und alle stimmten den Lobgesang an:

„Sei gegrüßt, Maria, Mutter der Barmherzigkeit! Sei gegrüßt!“

Das Erscheinen der Jungfrauenschar, das herrliche Bildnis, der ergreifende Gesang, die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Probstes und die tiefe Andacht des Volkes machten auf die beiden evangelischen Männer einen wundersamen Eindruck und bannten so mächtig ihre Augen und Ohren, daß sie nicht achteten, was ringsum vorging. Sie standen regungslos mit bedecktem Haupte inmitten der Knieenden.

Der polnische Student Ladislaus Lisiecki, der beide scharf im Auge behielt, trat plötzlich heran, riß ihnen die Hüte vom Kopf und schlug sie ihnen ins Gesicht.

„Was haben die Evangelischen hier zu suchen! . . . Unsere Prozession ist kein Schauspiel, das jeder Gassenlämmel begucken kann! Wir dulden nicht, daß einer unser Heiligtum und die Priester verachtet!“ schrien die Umstehenden.

Wütend über die Roheit des Polen hob der Bäcker Lebahn die Hand, um ihn zu schlagen. Da packten ihn und den Krämer Heyder mehrere Männer und drängten sie stoßend und schlagend

aus dem Anger. Der Knabe aber, der seinem Vater aus den Armen glitt, fiel im Gedränge zu Boden.

Der Pole Ladislaus Lisiecki war den Beiden gefolgt und schrie wie besessen:

„Die Deutschen haben das Bild unserer lieben Frau verhöhnt! Schlagt sie nieder!“

Der Bäcker Lebahn sagte, nachdem sie sich aus den Fäusten der wütenden Kirchengänger gelöst hatten, zum Krämer:

„Ihr seid für eure Schaulust und ich wegen meiner Dummheit, die mich Euch folgen hieß, tüchtig bestraft worden! Wir wollen nach Hause laufen und uns verstecken. Der Pole hetzt das ganze Volk gegen uns auf!“

„Ich gehe nicht eher heim, bis ich meinen Knaben gefunden habe,“ erwiderte der Krämer Heyder. „Helft mir ihn suchen!“

Der Bäcker weigerte sich und schrie, als der polnische Student mit gezücktem Krummsäbel auf ihn losging, aus vollem Halse: „Hilfe, Hilfe! Der Pole schlägt uns tot!“

Dieser weithin gellende Ruf wurde auch in der Gerberstraße gehört. Im Nu liefen die Gesellen der dort hausenden Pfefferkuchler herbei und schlossen, sobald sie die Not der zwei stadtbekanntem Bürger sahen, einen Kreis um die hart Bedrängten und deckten sie mit ihren Leibern. Das Geschrei wurde immer wüster, die Menge immer größer und aus allen Straßen und von allen Seiten drängte sich neues Volk heran. Viele scharten sich um die deutschen Bürger und andere wieder hielten zu den Polen.

Schon fielen Faustschläge, schon stießen hier und dort, aus den geschlossenen Reihen springend, die Männer auf einander und balgten sich wie Wilde, schon zogen die polnischen Studenten, die dem Ladislaus Lisiecki zur Hilfe kamen, ihre Krummsäbel zum Dreinhauen, da erschien die Stadtwache und schob sich wie ein Keil zwischen die Kämpfenden.

Der Kapitän Graurock, der sie führte, forderte die Menge im Namen des Bürgermeisters auf, die Straße zu räumen. Die Deutschen folgten ihm und zogen ab, die Polen dagegen rührten sich nicht.

„Was kümmert uns euer Bürgermeister!“ schrie Ladislaus Lisiecki. „Wir sind adelige Polen und der einzige Herr, der in Thorn befiehlt, ist unser König Augustus!“

Er riß seine mit einer Hahnenfeder geschmückte rote Mütze vom Kopf, schwang sie durch die Luft und schrie:

„Vivat rex noster Augustus secundus! Es lebe unser glorreicher König August der Zweite!“

Alle Polen stimmten, Mützen und Säbel schwingend, in den Ruf ein:

„Es lebe unser glorreicher König August der Zweite!“

Der Kapitän Graurock forderte ein zweites und ein drittes Mal die sich wild gebärdende Schar auf, seinem Befehle zu folgen. Sie widersetzte sich aber wiederum, und Ladislaus Lisiecki versetzte dem Stadtsoldaten, der ihn zur Seite schob, einen Säbelhieb.

Der Kapitän Graurock packte ihn bei der Gurgel, stieß

ihn zwischen seine Truppe, die ihn entwaffnete und, in ihrer Mitte festhaltend, ins Gefängnis, das im Rathaus der Altstadt lag, führte.

Die Kunde: Zwei deutsche Bürger haben die Prozession in der Sankt Jakobskirche verhöhnt. Ein Student des polnischen Kollegiums, der die Stadtwache mit dem Säbel angriff, ist im Gefängnis! flog blitzschnell durch ganz Thorn.

Überall, in Haus und Werkstatt, auf der Straße und in den Schenken, redete alt und jung darüber.

Diese Kunde glich einem Feuerfunken, der in ein Pulverfaß sprühte. Der Sprengstoff wird sich in der nächsten Minute entzünden und die Tonne und alles, was ringsum liegt, in die Luft sprengen!

Am Abende dieses Sonntags saß der Bürgermeister Gottfried Roesner mit Frau Dorothea und Eva, die zu einer anmutigen Jungfrau erblüht war, und mit dem Scholar Hans Loe beim Abendbrot.

Vier Jahre waren verflossen, seitdem Hans als Waise ins Haus des Bürgermeisters einkehrte. Er war ein zwanzigjähriger Jüngling geworden, dessen hübsches Äußere und freundliches Wesen alle Herzen gewannen. Hier fand er eine zweite Heimat und neue Eltern, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebten.

„Gestern redete ich und der Stadtschreiber Wedemeier von dir,“ sagte der Bürgermeister zu Hans. „Du sollst im Herbst die Marienschule verlassen und Stadtschreiber werden. Das ist eine gute Schule für einen, der Rathherr werden will.“

„Das tue ich mit tausend Freuden!“ erwiderte Hans. „Der Abschied aber vom Magister Seret und von der Marienschule wird mir schwer fallen!“

„Ich weiß einen, der mit deinem Beruf unzufrieden ist!“ sagte Frau Dorothea lachend.

„Du meinst den guten alten Jostias!“ erwiderte Hans. „Der träumt noch immer davon, daß ich das Gewerbe, das meine Ahnen trieben, wählen und als Goldschmied in den Stammsitz derer von Loe einziehen werde. . . . Seitdem ich aber die Lateinschule besucht und ein Scholar geworden, taue ich nicht zum Kaufmann!“

Aus der ferne tönten wildes Geschrei und laute Rufe. Viele Menschen drängten sich in dichten Haufen durch die Seglerstraße und hielten vor dem Hause des Bürgermeisters still.

Erstaunt über den plötzlichen Lärm und das Erscheinen der vielen Hunderte, die um diese Stunde sonst zu Hause saßen, trat Hans ans Fenster und erschrak, denn beim matten Mondschein sah er unter der Menge viele polnische Studenten.

Kurz darauf wurde an die Haustür gepocht und Einlaß begehrt.

Frau Dorothea beschwor ihren Ehemann, sich zu verbergen. Sie werde den Polen sagen, er sei nicht im Hause.

Gottfried Roesner aber erklärte: „Es ist meine Pflicht als Stadtoberhaupt jedem, der kommt, Gehör und Bescheid zu

geben!" — und stieg in das Erdgeschoß hinab, während die beiden Frauen vor Angst zitternd im Oberstock saßen.

Hans Loe, der Mitleid hatte, tröstete sie, ehe er dem Bürgermeister folgte.

„Ich werde dem Vater nicht von der Seite weichen. . . ihn, wenn es sein muß, bis zum letzten Atemzug verteidigen!“



Sechstes Kapitel.

Bubenstreiche.

Im Hausflur trat der Bürgermeister Gottfried Roesner den Polen entgegen und fragte sie um ihr Begehrt. Was sei geschehen, daß sie jetzt, wo die Nacht hereingebrochen, vor ihm erschienen?

Ihr Führer Wefelski klagte wild erregt über die Stadtwache und den Kapitän Graurock. Sie hätten den Studenten Ladislaus Lisiecki in der Neustadt überfallen und gefesselt ins Gefängnis geschleppt. . . Die ganze Nation sei beschimpft und schwer beleidigt worden. . . Im Namen aller in Thorn lebenden Polen fordere er, daß noch in dieser Stunde der Eingekerkerte freigelassen werde.

Gottfried Roesner, dem während der dreisten Rede der Zorn die Wangen rötete und die Augen blitzen machte, hörte trotzdem ruhig zu und erwiderte dann kühl:

Er müsse den Bericht des Kapitäns Graurock hören. Eher werde er den Gefangenen um keinen Preis frei geben. Grau-

rock sei ein braver, im Dienste erprobter Mann, der keinem unrecht tue.

Die Polen murrten und zeigten in Mienen und Gebärden, wie wenig ihnen die Rede des Bürgermeisters gefiel. Dieser aber grüßte sie flüchtig und kehrte ihnen den Rücken.

Kein Pole rührte sich.

Weselski schrie wütend und die Faust erhebend:

„Herr Bürgermeister! Erfüllen Sie unsere Forderung. . .

Wir verlassen nicht früher Ihr Haus!“

Und seine Gefährten wiederholten ebenso ungestüm:

„Herr Bürgermeister! Erfüllen Sie unsere Forderung!“

Sie drängten sich heran und brüllten immer lauter: „Geben Sie unseren Kameraden frei. Er muß in dieser Stunde noch los kommen!“

Hans Loe neigte sich zum Ohre des Bürgermeisters und bat ihn leise, in den Oberstock zu gehen.

„Ich werde die Treppe so lange besetzt halten, bis Ihr unterm Dach ein sicheres Versteck gefunden habt!

„Das kostet dein Leben!“ erwiderte Gottfried Roesner.

„Es sei! Ich sterbe gern, wenn Ihr, mein Wohltäter, gerettet werdet!“ gab Hans zur Antwort.

In diesem Augenblicke wurde die Haustür von außen geöffnet, an der Schwelle erschien der Kapitän Graurock und schrie mit dröhnender Stimme den Polen zu:

„Hinaus! Hinaus!“

Er wies mit dem Degen auf die Rotte Stadtsoldaten, die

auf dem Beyschlag des Hauses und in der Seglerstraße aufgestellt waren.

Wie der Schuß, den ein Jäger unter ein Rudel Hasen abfeuert und sie zersprengt, so wirkte der Ruf des Kapitäns und das jähe Auftauchen der Stadtwache auf die polnischen Eindringlinge. Sie liefen, einer den andern stoßend und zur Seite drängend, zur geöffneten Tür, sprangen auf die Straße und verschwanden im Nachtdunkel.

„Wer hat Euch und Eure Schar hierher gerufen?“ fragte nach der Flucht der Polen der Bürgermeister den Kapitän Graurock.

Dieser erzählte: „Vor einer halben Stunde wäre der alte Jostias atemlos und ermattet vor Aufregung in die Wachtstube gekommen. Die Polen schlugen den Bürgermeister und meinen Jungherrn tot! Zu Hilfe! Zu Hilfe! Mehr brachte er nicht über die Lippen und sank dann erschöpft auf eine Bank.“

„Ich machte mich mit meinen Leuten,“ so schloß der Kapitän, „sogleich auf die Beine und kam Gott sei Dank ins Haus, als die Not am größten war.“

Er zog dann, zwei Mann als Wache zurücklassend, wieder ab, und der Bürgermeister stieg mit Hans Loe in den Oberstock empor, wo sie von Frau Dorothea und Eva wie zwei vom Tode Errettete begrüßt wurden.

Am nächsten Morgen fand Hans Loe, als er die Marienschule besuchte, das Tor geschlossen und die Marienstraße von Scholaren besetzt, die ein um das andere Mal riefen:

„Wir verteidigen den Magister mit unserem Leben!“

„Was ist geschehen? Erzähle mir alles!“ sagte Hans zu Franz Nagorni, der am Eingange der Marienschule stand.

„Die polnischen Studenten sind wütend über die Gefangenschaft ihres Spießgesellen!“ erwiderte jener. „Sie zogen bei Sonnenaufgang Straße auf und Straße ab, trieben allerlei Unfug und wollten auch unserem guten Magister an den Leib rücken. Sie haben an den Flisaken, die während der letzten Nacht hier landeten, Helfer gefunden. Diese Horde begeht für wenig Geld und für viel Schnaps jedes Verbrechen!“

„Von einem polnischen Studenten geführt, stürmten sie beim Morgengrauen in die Junkerstraße, wo der Krämer Heyder und der Bäcker Lebahn wohnen, und wollten ihnen den Garaus machen. Zur Strafe, weil sie vor der Prozession der Sankt Jakobskirche nicht die Hüte zogen. Das feige Gesindel aber wurde von der Stadtwache verjagt!“

„Magister Geret ist ein friedlicher Mann!“ rief Hans, „den alle in der Stadt ehren.“

„Du irrst!“ unterbrach ihn Franz Nagorni. „Die Polen in Thorn hassen ihn wie der Teufel eine fromme Seele. Sie sagen, er und seine Marienschule seien schuld, daß die Thorner noch nicht ganz polnisch geworden seien!“

„Das ist ein Lob, auf das der Magister stolz sein kann!“ sagte Hans.

„Es schützt ihn aber nicht vor einem Überfall der polnischen Studenten!“ erwiderte Franz Nagorni. „Wir Scholaren stehen darum hier Wache.“

„Ich halte zu Euch! Ruft mich, wenn ihr einen Wachtposten braucht!“ erwiderte Hans. „Jetzt aber gehe ich ins Rathaus, denn der Bürgermeister soll voreerst von meinem Eintritt in die Schutzgarde des Magisters Geret erfahren.“

Als Hans, zum Rathaus gelangt, an der im Erdgeschoß liegenden Wachtstube vorüberging, begegnete er dem Rektor des polnischen Kollegiums Ignaz Marczewski, der mit freudestrahlendem Gesichte über die Schwelle schritt und den Studenten Ladislaus Lisiecki am Arm führte.

Der Kapitän Graurock rief beiden nach:

„Der Gefangene ist freigelassen, weil Ihr, Herr Rektor, Euch für ihn verbürgt habt! Sorgt dafür, daß Eure Studenten Frieden halten, sonst stecke ich alle ins Loch!“

Nachdem Hans Loe eine Zeitlang in der Stube des Bürgermeisters gesessen und mit ihm geplaudert hatte, ging er um die Mittagsstunde heim.

„Die Polen sind wie die Katzen,“ sagte er zu sich, während er über den altstädtischen Markt schritt. „Hinter jeder Samtpfote steckt die Kralle. Das Händelsuchen ist ihre Erbkrankheit. Das Gezänke zwischen Deutschen und Polen und der Straßenlärm wirkte wie ein böses Fieber. Es machte mich krank. Ich will wieder gesund werden. Die beste Arznei finde ich in Gottes Natu

an
m'
Es

Maldeeschatten oder

tauchte in der Altstadt und jenseits des breiten Grabens, wo die Neustadt lag, das polnische Gesindel, die Flisaken und Schiffer auf, drang in die offen stehenden Buden ein, stahl, was ihm unter die Finger kam und schlug jeden Krämer, der sie abwehren wollte, blutig.

Die Beraubten erhoben ein Geschrei.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Wo ist die Stadtwache? Sie soll uns deutsche Bürger gegen die Polen schützen!“

Einige rannten ins Rathaus und beschworen den Kapitän Graurock, die Einbrecher, die wie Wildkatzen auf der Lauer lagen, zu verjagen.

„Helft euch selbst!“ erwiderte dieser. „Meine Soldaten müssen den polnischen Studenten auf den Fersen bleiben und werden allein gegen das andere Gesindel nichts ausrichten. Wo bleibt eure Bürgerwehr? Holt sie aus ihren vier Quartieren!“

Er konnte nicht weiter reden, denn ein Ratsdiener rannte in die Wachtstube und meldete. „Eine Schar polnischer Studenten ziehen mit blanken Krummsäbeln und unter dem Rufe: „Nieder mit den deutschen Schülern!“ durch die Straßen der Altstadt.“

Der Kapitän eilte ins Freie und traf vor dem Artushofe mit Hans Loe zusammen.

„Die Jaod auf die Straße! Die Schule ist los!“ rief er

sch,
 schule ist

als dieser erwiderte: „In die Uraberstraße!“ der Stadtwache zu folgen. Dort wohnte sein Freund Franz Nagorni, dem er zur Seite stehen wollte, sobald die Polen ihn bedrängten.

Als er in die Uraberstraße einbog, hörte er Jauchzen und wüstes Geschrei und sah wie ein Haufen polnischer Studenten sich dem Hause des Bürgers Deutlinger näherte.

Wie ein Blitz zog der Gedanke ihm durch den Kopf: Dort wohnt Franz Nagorni!

Mit beflügelten Schritten lief er den Polen nach. In diesem Augenblicke trat Franz Nagorni aus dem Hause und wollte in die Straße gehen.

Er trug keine andere Waffe als einen Knotenstock bei sich. Sobald die polnischen Studenten ihn erblickten, stürzten sie, ihre Krummsäbel schwingend, auf ihn los.

Er aber wehrte sich, nach allen Seiten tüchtige Stockhiebe austeilend, tapfer bis seine Waffe, von einer scharfen Klinge getroffen, zerbrach.

Hans Loe bahnte sich mit Faustschlägen und Fußtrittten einen Weg durch die Studentenschar, entriß einem den Säbel und stellte sich an die Seite des Freundes, um ihn zu schützen.

Da traf eine Klinge, von der Faust des Studenten Weselski geschwungen, seine Stirn, schlug ihm eine tiefe Wunde, so daß er halb betäubt zu Boden sank.

Ehe er die Besinnung verlor, sah er noch, wie die Polen den Franz Nagorni umringten, an Arm und Hals packten und als ihren Gefangenen aus der Araberstraße schleppten.

Dann befieng ihn eine Ohnmacht und er blieb wie tot auf dem Bürgersteig liegen.



Siebentes Kapitel.

Der Schwur im Artushof.

Die Hand eines Kindes hat einen Stein in den wellenruhigen See geworfen. An der Stelle, wo er in die Tiefe sank, sprühten glitzernde Wassertropfen auf und zerrannen zu einem winzigen Ring, der sich langsam vergrößernd weite Kreise zog. Daraus entstanden neue Ringe, die sich weit, immer weiter über die spiegelglatte Fläche ausbreiteten. Jetzt hoben und senkten sich die Wellen, zogen über die Oberfläche, bis sie ins Wallen und Wogen kam und einer sturmbewegten Flut glich.

Diesem Bilde aus der Natur war die traurige Tragödie, die sich im Sommer des Jahres 1724 in Thorn abspielte, zu vergleichen.

Zwei harmlose Bürger drängten sich aus Schaulust zwischen die Andächtigen, um vor der Sankt Jakobskirche die feierliche Prozession zu sehen, vergaßen, als das Heiligtum vorbeigetragen wurde, das Haupt zu entblößen, und ein polnischer Student tat ihnen deshalb groben Schimpf an. Das Nichtklüften der Hüte

und die Roheit des Polen waren der Stein, der in die ruhige See fiel und den kleinen Ring eines Straßenzankes schuf. Er vergrößerte sich zum Kreise eines offenen blutigen Aufruhrs, der Trauer, Schrecken, namenloses Leid und Tod über Thorn brachte!

Das plündernde polnische Gesindel, das, sobald die Stadtwache ihm auf den Leib rückte, scheu wie Ratten sich verkroch und, wenn jene abzog, wieder ans Tageslicht kam und raubte, und das wüste Treiben der Studenten des polnischen Kollegiums waren der Schrecken von ganz Thorn geworden.

Um Tage, nachdem der Scholar Franz Nagorni gefangen worden, blieben die Buden und Kramladen geschlossen. Jeder Bürger, der auf die Straße ging, trug eine Waffe mit sich und in den Häusern gab es Jammer und Angst, denn es hieß: In der nächsten Nacht werden die Polen in die Häuser der Deutschen einbrechen und sie in Brand stecken!

Um die Mittagsstunde des 17. Juli gingen aus der Altstadt und Neustadt viele Bürger in den Artushof.

Das war ein mit Pfeilern und hochragenden Giebeln geschmücktes Haus, das auf dem altstädtischen Markt, dem Rathaus gegenüber, aufragte und wo im vergangenen Jahrhundert die Ratsmänner und Schöffen sich zu geselliger Kurzweil und zu Becherlupf versammelten.

Ihr Vorbild war der sagenhafte König Artus von Britannien, der im sechsten Jahrhundert mit zwölf Rittern berühmte

Waffentaten vollbrachte und sie zu einer Tafelrunde im Schlosse Caerleon versammelte.

Das Haus hieß der Kumpanhof und in seinem Erdgeschosse stapelten zur Zeit der Hansa die Kaufherren ihre Waren auf.

Die schöne Halle, deren Wölbung auf vier schlanken Säulen ruhte, die mit bunten Malereien geschmückte Decke und die Wände, an denen kostbare Gewebe hingen, boten einen prächtigen Anblick. Im Hintergrunde stand eine Schenkbank, wo Thorer Wein in goldene und silberne Becher gefüllt und auf die Bänke der Bürger getragen wurde.

Im Artushof, so hieß die Halle, gab es drei Bänke, die Sankt Georgs, die Marien- und die Reinhold-Bank, auf denen die Zecher nach ihrem Stande geschieden saßen. Die Ratsmänner, die Schiffer und die Kaufherren.

Diese Scheidung nach Ständen hatte im achtzehnten Jahrhundert aufgehört und jeder Bürger, der heute in der Halle erschien, wählte den Sitz, der ihm behagte.

Der Bürgermeister Gottfried Roesner, der, vom Stadtssekretär Wedemeier begleitet, den Artushof betrat, ließ sich auf eine Bank nieder, die der mit den Bildnissen seiner Vorgänger bedeckten Wand gegenüberlag.

Er war heute ebenso wie die Ratsherren und Bürger in düsterer Stimmung.

Keiner begehrte nach Kurzweil und Becherlupf und jeder

redete nur von dem, was ihm das Herz schwer machte, von den Polen.

Nur Gottfried Roesner schwieg und starrte wie traumverloren auf die Bildnisse.

Seinem Sitze gegenüber hing das eines mit Eisenhut und Brustpanzer bewaffneten Mannes, der eine Fahne, deren Wimpel das Stadtwappen Thorn's trug, in der linken Faust hielt, während die Rechte auf dem Schwertgriff ruhte.

Der zweite Bürgermeister der Stadt, Johannes Zerneck,*) der den Blicken des Gottfried Roesner gefolgt war, sagte, auf das Bild zeigend:

„Das war Johannes von der Mersche, ein tapferer, echt deutscher Mann. Als König Wladislaw Jagiello von Polen im Jahre 1410 mit seinen slavischen, gegen 200000 Streichern zählenden Horden in Preußen einbrach, und der Landesherr, der Hochmeister Ulrich von Jungingen, alle Deutschen unter die Waffen rief, waren die Thorner die ersten, die seinem Kriegsrufe folgten. Ihr Bürgermeister Johannes von der Mersche führte selbst die zweihundert, schwer gewaffneten Reifige in die Schlacht beim Dorfe Tannenberg, wo am 15. Juli die Deutschen von den fünfmal zahlreicheren Slaven besiegt wurden. Er stritt und starb wie ein Held. Wohl ihm, daß er das Unglück seiner Vaterstadt nicht erleben mußte.

*) Zerneck verfaßte eine Chronik der Stadt Thorn und beschrieb auch in einer Schrift: „Das betrübte Thorn“ das Unglück seiner Vaterstadt während des Jahres 1724.

„Der König von Polen sandte schon am nächsten Tage einen Boten nach Thorn, der melden mußte:

„Bürger, leistet mir den Eid der Treue. Ich werde, wenn ihr nicht gehorcht, euch auf jede Weise bedrängen!“ Die Bürger baten den Hochmeister Heinrich von Plauen um Hilfe, denn sie wollten um keinen Preis polnisch werden. Dieser jedoch erwiderte: „Wir können euch auf nichts vertrauen. Ihr wißt, wie wir selbst von den Polen und Littauern umdrängt sind. Wir vertrauen euch, daß ihr tut, wie es frommen, ehrbaren Leuten ziemt.“

Nach diesem „franken Troste,“ wie der Chronist den Bescheid des Hochmeisters nennt, gaben die Thorner ihre Sache noch nicht verloren. „Der Wille Eures Königs soll geschehen!“ sagten sie zum Reichsmarschall Sbignew von Brzesc, der die Stadt mit polnischen Söldnern besetzt hatte. „Wir fordern aber, daß Euer Herr uns die alte Freiheit in Verwaltung und Gericht verbürge, und keine polnischen Soldaten in die Stadt lege. König Wladislaw Jagiello tat, was die Bürger, die um jeden Preis deutsch bleiben wollten, forderten!“

„Wer ist schuld gewesen, daß Thorn später doch polnisch wurde, seine Freiheit verlor und Polen als Garnison aufnehmen mußte?“ fragte der Stadtschreiber Wedemeier.

Johannes Zerneck wies auf zwei Bildnisse, die neben jenem des Johannes von der Mersche hingen.

Das eine stellte einen hochgewachsenen Mann vor, der die Schaube, den pelzverbrämten Mantel, und einen bis zur Brust reichen-

den Bart trug. Sein bleiches, hageres Gesicht hatte einen trotzigen Ausdruck und aus seinen Augen leuchtete ein böser Blick. Es war der Bürgermeister Tielemann vom Wege. Und auf dem anderen Bilde war sein Nachfolger Rutger von Birken abkonterfeit. „Tielemann vom Wege ist der Judas gewesen, der unsere ferndeutsche Stadt Thorn an die Polen verriet!“ sagte Jernecke in erregtem Tone.

„Wie der unglückliche Jünger unseres göttlichen Erlösers fühlte auch er am Lebensende Reue, denn er rief im letzten Stündlein: „Weh mir! Mein ganzes Tun ist zum Unnutzen der Stadt, des Preußenlandes gewesen! Die Bürgerschaft Thorns wird meiner niemals froh gedenken!“

„Was verführte den unglücklichen Mann, polnisch zu werden?“ fragte der Bürgermeister Gottfried Roesner. „Ehrgeiz oder gar Habsucht?“

„Keins von beiden,“ erwiderte Jernecke. „Tielemann vom Wege war wie alle Bürger stolz, daß Thorn die erste Handelsstadt in Preußen war, die Königin der Weichsel genannt wurde, und wollte, daß sie es immer bliebe. Die Brüder vom deutschen Orden aber gönnten ihr weder Ruhm noch Reichtum. Sie, die Jahrhundertlang ein leuchtendes Bild von Entfagung, Demut und Ehrbarkeit gewesen, verweltlichten, wollten selbst mächtig und reich werden. Sie verletzten das uralte Recht unserer Stadt, den Stapelzwang, daß die Fremden Kaufleute nur in Thorn ihre Waren feilbieten durften, trieben auf gesonderten Straßen Handel und lasteten den Bürgern viele Abgaben, den Kopfszins, den

Pfundzoll auf, denn ihre ewigen Kriegszüge kosteten viel Geld. Die Stadt büßte das Recht, eigene Münzen zu prägen, ein.

„Tielemann vom Wege haßte darum die Brüder vom deutschen Orden, und schloß mit König Kasimir den Vierten von Polen einen heimlichen Bund. Dieser zog im Jahre 1454 in Thorn ein, schlug viele Bürger auf dem altstädtischen Markt zu Ritttern und gelobte: „Die Stadt sollte ihre alte Freiheit, die Willküren, ihre Stadtgesetze und das Münzrecht behalten. Ganz Thorn jubelte und huldigte ihm, seinem königlichen Worte vertrauend, als Landesherrn!“

Der Stadtschreiber unterbrach den Erzähler, indem er hell auflachte und sagte: „Das ist richtig. Der König schlug viele Thorer Bürger zu Ritttern. . . Ich las in einer alten Chronik, Sie seien aber vom Volke statt geehrt, arg verhöhnt worden. Es nannte sie: „Die Ritter von der Stauensäule,“ weil der königliche Thron, vor dem sie das Knie beugten und den Ritterschlag empfangen, nicht weit vom Pranger, der am Rathhaus stand, aufgebaut worden war.“

„So ist Thorn freiwillig polnisch geworden,“ fuhr Bürgermeister Jernecke fort. „Es mußte aber dafür hart büßen, denn ein Jahr später erschien der Reichsmarschall von Polen in Thorn und forderte Geld, viel Geld. Die Bürger sollten nicht allein alles, was die Brüder vom deutschen Orden an Gut und Ackerland besaßen, dem König, der es eroberte, für 60000 Goldgulden abkaufen, sondern auch doppelte Abgaben zahlen.

„Entsetzt über den Eidbruch des Königs sandte Tielemann

vom Wege den Ratsmann Thoydenkoß nach Krafau. Dieser aber schrieb bald darauf zurück: „Der König will uns alles nehmen! Ich erinnerte ihn an sein Versprechen, an seinen Eid. Er aber kehrte mir den Rücken und tat nichts!“ Das war der Lohn und der Dank eines Königs von Polen!“ schloß Jernecke und erhob sich von seinem Sitze.

„Das war die Strafe, eine gerechte Strafe für die Stadt, daß sie vom deutschen Landesherrn abfiel und polnisch wurde!“ sagte der Bürgermeister Gottfried Roesner. „Als mein Vorgänger Rutger von Birken auf dem Totenbette lag, soll er, wie die Stadtchronik erzählt, gerufen haben: „Ich spüre leider und sehe vor Augen die trübe Zeit, welche Gott der Herr aus gerechter Strafe über uns Thorer verhängen wird. Wir haben überflüssige Ursache, reuig Buße zu tun!“

„Diese trübe Zeit ist jetzt über Thorn hereingebrochen!“ sagte der Stadtsekretär Wedemeier. „Was hier in den letzten Tagen geschah, gleicht dem Sturmwinde, der, ehe ein böses Wetter kommt, weht und braust!“

„Sie sprachen ein wahres Wort!“ unterbrach ihn der Bürgermeister Gottfried Roesner lebhaft. „Das polnische, plündernde Gefindel und die Zöglinge des polnischen Kollegiums, die während der Prozession in der Neustadt harmlose Bürger beschimpften und die deutschen Schüler schlugen, gleichen den Drahtpuppen eines Schattenspieles, die von der unsichtbaren Hand eines Gauflers bewegt werden, dem Stein, den ein im Busch versteckter Bube auf den Wanderer schleudert. Sie treiben nur das in Thorn, was

ihnen aus Warschau befohlen wird. Dort, im Hoflager des Königs, spinnt die giftige polnische Kreuzspinne den Faden zum Netz, in dem das Deutschtum in Preußen gefangen und vertilgt werden soll. Heute geht in Preußen Macht vor Recht. Die Faust der Polen, die im Lande die stärkeren sind, liegt eisern auf uns Deutschen!“

Die Bürger sprangen von ihren Bänken auf, ihre Augen blitzten zornig, heiße Röte flog über ihre Gesichter und sie riefen wie mit einer Stimme:

„Die Faust der Polen liegt eisern auf uns Deutschen!“

„Wir sind zu allem entschlossen,“ sagte der Stadtsekretär Wedemeier.

„Die Gefahr, die wie ein losbrechender Sturm über Thorn hereinkam, muß uns zu einigem Sinn und mutiger Tat verbinden,“ erwiderte der Bürgermeister Gottfried Roesner. „Thorn erntet heute die böse Frucht, die unsere Vorfahren säeten. Seit drei Jahrhunderten vergaßen ihre Bürger, daß die Stadt von deutschen Ansiedlern gegründet wurde. Sie verleugneten deutsches Wesen und deutsche Sitte und lebten wie Stammverwandte jener Polen, die nur durch den Wortbruch ihres Königs die Herren im Lande geworden sind. Viele schämten sich sogar, Deutsche zu sein, lernten polnisch und schickten ihre Kinder in die polnische Schule. Die deutsche Marienschule dagegen stand jahrelang leer, denn die Deutschen in Thorn waren blind und taub für die Wohlthat, den Gottessegens, der in ihr lag. Sie war, ist und bleibt eine Oase in der polnischen Wüste, der Fels, an dem die Wogen des

Slaventums, das ganz Preußen überslutet, anbränden und zerschellen! Das letzte rettende Brett im Schiffsbruche, den das Deutschtum in Preußen erlitt!“

„Wir müssen uns unters Joch der Polenherrschaft, das seit dem Treubruch unserer Vorfahren auf uns lastet, beugen und als polnische Untertanen gehorchen. Das zwingt uns aber nicht, unser Deutschtum zu verleugnen! . . . Unsere Häuser sind die Burgen, wo kein Pole eindringt! Hier dürfen keine anderen Laute tönen, als deutsche, keine andere Sitte, kein anderer Brauch, kein anderes Wesen herrschen als jene, die wir von unseren deutschen Ahnen ererbt haben! Unsere Häuser müssen das Heiligtum sein, wo wir dem Deutschtum einen Altar bauen, wo das ewige Feuer deutschen Lebens niemals erlischt!“

„Ein guter Deutscher fürchtet keinen Polen. Mögen auch böse Tage, eine Nacht voll Not, Erniedrigung und Verfolgung über unsere Stadt hereindämmern. Wir verzagen nicht. Wir fürchten nichts. Wir vertrauen auf den lieben Gott und seine Verheißung, daß er jedem Deutschen, der zu ihm in der Not schreit, hilft.“

In der Stunde, wo wir vielleicht zum letztenmal gesellig beisammen sitzen, laßt uns geloben: Wir wollen deutsch sein und deutsch bleiben bis in den Tod!“

Die Ratsherren und Bürger erhoben ihre Hände wie zum Schwur und riefen:

„Wir wollen deutsch sein und deutsch bleiben bis zum Tod!“

Der Schwur hallte in der hohen Wölbung des Artushofes wieder und verklang dann leise und immer leiser.

Durch das Gemüt des Bürgermeisters Gottfried Roesner zog wieder die Ahnung eines großen Unglücks, das jäh wie ein Wettersturm hereinbrechen und — ihn vernichten werde!





Achtes Kapitel.

Die belagerte Polenschule.

Das Haupt gesenkt, düster vor sich hinstarrend, und mit ernster Miene verließ der Bürgermeister Gottfried Roesner den Artushof und schritt langsam, wie gebeugt unter einer unsichtbaren, schweren Last über den altstädtischen Markt in die Seglerstraße.

Der Kummer über das Schicksal der Stadt, für deren Frieden er verantwortlich war, bedrückte ihn ebenso wie die Sorge um Hans Loe, den am Abend vorher die Stadtwächter ins Haus getragen hatten. Sie fanden ihn, ohnmächtig und aus einer Stirnwunde blutend, in der Araberstraße liegen.

Während der Nacht befiel ihn ein Fieber, das ihn mit Wahnbildern quälte. Er wollte aus dem Bett springen, ins freie laufen und schrie ohne Aufhören: „Die Polen wollen meinen Freund Franz erschlagen. Ich muß ihm helfen!“ So trieb er es bis zum dämmernden Morgen, wo er ermattet einschlummerte.

Auf dem Beyschlag des Hauses eilte Eva dem heimkehren-

den Vater entgegen, und seine erste Frage war: „Wie geht es unserem lieben Kranken?“

Ehe sie ein Wort erwidern konnte, erschien Hans, der ein weißes Tuch um die Stirne geschlungen hatte, an der Tür und warf sich ihm mit dem Rufe: „Gott sei Dank! Ich bin wieder gesund!“ in die Arme.

Der tiefe Schlaf, der ihn am Morgen befiel, hatte ihn gestärkt, und seine kräftige Jugend hatte das Wundfieber glücklich überstanden.

Frau Dorothea, die sich ihnen zugesellte, klagte, Hans wolle, obwohl er kaum genesen, ausgehen. Das dürfe um keinen Preis geschehen.

„Ich halte es in den vier Wänden nicht aus. Die Sehnsucht nach meinem Franz treibt mich ins Freie!“ unterbrach er sie. „Wer weiß, wie schlecht die polnischen Studenten den Gefangenen behandeln!“

Sich plötzlich dem Bürgermeister zu Füßen werfend, umfaßte er dessen Knie und beschwor ihn, die ganze Stadtwache auszurücken und durch sie die Polenschule erstürmen zu lassen!

„Bezähme Deinen jugendlichen Ungestüm!“ erwiderte der Bürgermeister, indem er ihm einen Wink gab, aufzustehen. „Die Zeit des Faustrechtes, wo jeder Zwist durch Schwereschlag geschlichtet wurde, ist glücklich vorüber. Heute sind Recht und Gesetz die Wehr, mit der wir den Spitzbuben strafen, und der Schild, der den schuldlos Bedrängten schützt!“

Hans sprang auf und rief in flammendem Zorn:

„Die Polen, die meinen Franz überfielen und mit sich schleppten, sind keine gesitteten Menschen, sondern ein Rudel Wilder, die man totschlagen muß.“

In seiner Verzweiflung führte er allerlei tolle Reden. Er werde alle Scholaren, die Gesellen aus den Werkstätten und die Feldarbeiter sammeln und mit ihnen das Kollegium, wo Franz Nagorni gefangen saß, stürmen. Der müsse, koste es auch Blut und Leben, freikommen.

Der Bürgermeister gebot ihm, zu schweigen, während Frau Dorothea und Eva über den Rasenden Tränen vergossen und sprachlos dastanden.

„Tut mit mir, was Ihr wollt!“ rief er. „Jagt mich aus dem Hause. Verstoßt mich! Ich will nicht mehr leben, wenn mein bester Freund von den Polen umgebracht wird!“

Mit diesen Worten lief er ohne Gruß auf die Straße und in die Richtung, wo die Kirche und der Gottesacker von Sankt Johannis lagen.

Sein Erscheinen und Aussehen fiel der auf dem allstädtischen Markt und in den Straßen rings um die Sankt Johanniskirche stehenden Menge auf.

Die meisten kannten ihn, und den andern verriet das um die Stirn gebundene weiße Tuch: Er sei verwundet worden.

„Salve! Ich begrüße dich wie einen vom Tode Erstandenen!“ rief ihm der Scholar Kurt Weese zu. „Du Günstling Fortunae!“

Wie bist du den Fäusten und Säbeln der polnischen Studenten entronnen? Unser Freund Nagorni ist nicht so glücklich gewesen! Erzähle uns alles, was euch zustieß.“

Während Hans Loe sein Abenteuer in der Araberstraße schilderte, horchten die ringsum stehenden Männer gespannt zu. Es waren Handwerker und Gesellen, die heute am blauen Montag nach altem Brauche feierten und von Neugier getrieben, seit Morgengrauen hier hin und herliefen. Das Gerücht, die Studenten des polnischen Kollegiums hätten einen deutschen Schüler mitgeschleppt und eingesperrt, war in ganz Thorn verbreitet und das deutsch gesinnte Volk geriet darüber in Wut.

Nachdem Hans Loe geendet, erhoben die Hunderte von Männern, die sich herandrängten, die Arme und schrien:

„Die polnischen Spitzbuben sollen sich hüten, unter unsere Fäuste zu geraten. Wir zerschlagen ihnen die Knochen im Leib!“

Hans Loe aber sagte leise zu seinem Gefährten:

„Das fügt sich glücklich! Ich finde Helfer in der Not! Mit diesen kräftigen Gesellen will ich Franz Nagorni befreien. Das muß heute noch geschehen!“

Er bahnte sich mit den Scholaren mühsam einen Weg durch den Menschenhaufen und gelangte, mehr geschoben, als gehend, zur Sankt Johanniskirche, hinter der ein düsteres, zwei Stockwerke hohes, giebelgekröntes Gebäude wie eine Zwingburg des Mittelalters aufragte. Die Fenster trugen eiserne Gitter und rings um das Erdgeschoß war als riesiger Zaun eine auf mannes hohen Steinsokeln ruhende eiserne Kette gespannt.

Es war das Kollegium, wo seit dem Jahre 1605 die Söhne des polnischen Adels aus Stadt und Land Thorn erzogen wurden.

In dem Augenblicke, wo sich die Scholaren dem Kollegium näherten, erschienen an den vergitterten Fenstern die Köpfe der polnischen Studenten, und aus hundert Kehlen tönnten die Schimpfreden: „Deutsche Hunde! Feiglinge! Bettelvolk! Teufelspack! Galgenvögel!“

Die vor dem Kollegium stehende Menge geriet darüber in Empörung.

Während Hunderte drohend die Fäuste erhoben und wie besessen schrieten: „Schlagt die Polen tot!“ liefen andere in den Gottesacker, der die Sankt Johanniskirche umschloß und sammelten Wurfgeschosse.

Im Nu flogen Ziegelsteine und Felsstücke durch die Luft und prasselten wie ein Hagel gegen die Fenstergitter, die Mauern und das Tor des Kollegium.“

Von dorthier tönnten aufs neue Schimpfworte und an der Schwelle der plötzlich geöffneten Pforte zeigte sich eine hundertköpfige Schar Polen, die ihre Krummsäbel schwangen und jeden, der näher kam, schlugen.

Die an den Fenstern stehenden Jöglinge stießen in Waldhörner, als ginge es zur Jagd auf wildes Getier oder bliesen auf Pfeifen, deren schrille Töne weithin gelleten.

Ein neuer Steinregen, der die Fensterscheiben zertrümmerte und die Torflügel zersplitterte, ergoß sich über das Kollegium.

Das Volk wurde durch den neuen Hohn noch erbitterter und wilder, und wiederum flogen Steine.

Jetzt rückte vom Altstädtischen Markt die Stadtwache, von Kapitän Graurock geführt, heran und stellte sich vor dem Kollegium auf. Es geschah das, um es vor dem Steinhagel zu schützen und zugleich, um die polnischen Studenten im Zaum zu halten.

Diese aber lachten und spotteten über die Mauer von Menschenleibern, die sich plötzlich zwischen ihnen und dem Stadtvolk aufbaute, und trieben es noch ärger.

Die Pforte des Kollegiums wurde wieder geöffnet und eine Rotte Polen jagte, Pistolen und Flinten schußbereit haltend, ins Freie. Ein Schuß nach dem andern krachte. Die Kugeln flogen bald unter die Stadtwache, bald wieder in den Volkshaufen und verwundeten hier und dort Soldaten und Gesellen. Der Kapitän Graurock stieß ein über das andere Mal Flüche aus und wetterte wie besessen, denn seine Soldaten hatten vergessen, ihre Gewehre zu laden! Sie standen wehrlos im Feuer, das scharf und unaufhörlich aus Fenstern und Tor des Kollegiums blitzte.

Kurz entschlossen befahl er seiner Truppe, umzukehren und verlief mit ihr schneller als er gekommen war, den Platz vor der Sankt Johanniskirche.

Die polnischen Studenten jubelten über seinen Rückzug und verhöhnten noch ärger als früher mit Wort und Geberden das Volk, das sich vor den Schützen hinter die Grabkreuze des Gottesackers geslüchtet hatte.

Ein neuer Steinhägel rasselte von dorthier auf das Kollegium und plötzlich schrie ein Geselle, dem die Wut die Sinne verwirrte:

„Wir wollen stürmen und die Schurken erschlagen!“

Hans Loe und seine Begleiter, die in den dichtesten Menschenknäuel geraten waren, fanden keinen Weg mehr aus dem Gedränge.

„Wir stecken in einer Klemme!“ sagte er. „Ich fürchte weniger die Kugeln als den Unwillen des Bürgermeisters. Er wird nicht glauben, daß ich, mitten unter den Steinwerfern stehend, untätig blieb. Ich verabscheue dieses Treiben.“

„Du widersprichst dir selbst!“ unterbrach ihn Kurt Weese. „Vor einer Stunde noch wolltest du an der Spitze dieser Gesellen das Kollegium stürmen!“

„Ich hielt es für meine Pflicht, den Freund, dessen Leben bedroht ist, zu retten. Seine Befreiung aus den Händen der Polen wäre trotz Sturm und Gewalt eine gute Tat gewesen.“

„Das aber, was die Gesellen und Handwerker, die ich zu Helfern wählte, jetzt treiben, und das Steinwerfen verabscheue ich als — Bubenstreiche!“

Vom altstädtischen Markt her erscholl lautes Freudengeschrei. Die Menge schwenkte die Mützen und begrüßte jubelnd den Mann, der in die Tracht eines Ratsherrn gekleidet, erschien.

Es war der Stadtssekretär Heinrich Wedemeier, der mehr als jeder andere Ratsherr die Gunst und Liebe der Thorner besaß.

Er bestieg die niedrige Mauer des Gottesackers, redete zum Volke und beschwor es, die Polenschule in Ruhe zu lassen:

„Die Studenten stehen unter dem Schutze des Königs! Die Herren in Warschau, die uns deutschen Thornern abhold sind, werden für jeden Gewaltstreich und Schaden, der das Kollegium trifft, den Bürgermeister und uns Ratsherrn verantwortlich machen!“ sagte er.

„Haltet darum um Gotteswillen Ruhe und verlaßt den Gottesacker. Ich selbst gehe zum Rektor des Kollegiums und werde von ihm die Freilassung des deutschen Schülers Franz Nagorni fordern!“

Die letzten Worte klangen für Hans Loe wie ein Ostergruß. Er und seine Begleiter jubelten und auch das Volk freute sich.

„Wir verlassen den Gottesacker nicht früher, bis ihr zurückgekehrt seid!“ schrie der Schmied Karwiese. „Wir trauen den Polen nicht. Wer weiß, ob sie Euch nicht auch gefangen halten wie den deutschen Schüler. Wehe ihnen, dann hat für die ganze Polenschule das letzte Stündlein geschlagen. Wer Euch, Herr Stadtssekretär, etwas zu Leide tut, greift uns selbst an den Leib.“





Neuntes Kapitel.

Die Befreiung des Gefangenen.

Der Stadtssekretär Wedemeier schritt zum Thor des Kollegiums, wo ihn der Rektor Ignaz Marzewski in stolzer Haltung empfing. Er war von kleiner, hagerer Gestalt, sein fahlgelbes, hartloses Gesicht hatte einen listigen Ausdruck und die wie glühende Kohlen funkelnden schwarzen Augen blickten falsch wie die einer Katze.

Wedemeier klagte über das dreiste Wesen der polnischen Studenten. Sie allein seien schuld, wenn das Volk, wütend über ihre Schimpfreden und Flintenschüsse, den Unfug des Steinwerfens trieb.

Er forderte die Freilassung des deutschen Schülers Franz Nagorni.

Der Rektor erwiderte trotzig: Seine Zöglinge übten nur Wiedervergeltung, weil die Stadtwache den Studenten Ladislaus Eisiecki gefangen nahm.

Der Stadtssekretär unterbrach ihn:

„Euer Student wurde in dem Augenblick abgefaßt, wo er den Säbel zog und einen Soldaten schlug. Die Stadtwache erwies ihm einen guten Dienst, denn ohne sie hätte das empörte Volk dem Ladislaus Eisiecki übel mitgespielt! Der deutsche Schüler dagegen stand ruhig, ein harmloser Spaziergänger, an der Tür seines Hauses in der Araberstraße, als die polnischen Zöglinge über ihn herfielen.

Ich fordere noch einmal seine Freilassung!“

Die ringsum stehenden Studenten murrten über diese im ruhigen, aber entschiedenen Tone vorgebrachte Rede, und es wurden unter ihnen die Rufe laut:

„Der deutsche Scholar kommt um keinen Preis frei! . . Wir Polen sind die Herren in Thorn . . Die Forderung des deutschen Ratsherrn ist eine Frechheit . . Werst ihn aus dem Kollegium!“

Der Stadtssekretär richtete sich hoch auf, blickte bald diesem bald jenem Zögling scharf ins Gesicht und nichts an ihm verriet, daß er sie fürchtete.

Dann drehte er ihnen den Rücken und sagte zum Rektor:

„Ich fordere zum dritten Mal die Freilassung des Franz Nagorni!“

„Nein, nein!“ schrie der Rektor. „Der deutsche Schüler bleibt unser Gefangener.“

Die Zöglinge wiederholten jauchzend und wie toll sich gebend:

„Der deutsche Schüler bleibt gefangen!“

Der Stadtsekretär nahm den Rektor am Arm und führte ihn zum Fenster der Pförtnerstube, von wo aus sie den Sankt Johannisplatz und den Gottesacker überschauen konnten. Er wies auf die vielköpfige Volksmenge, die dort stand. Es waren gegen Tausende, die in fieberhafter Aufregung seine Rückkehr erwarteten.

Als sie ihn am Fenster erblickten, erhoben sie ein wildes, wie Sturmgebrause dröhnendes Geschrei.

„Höret das letzte Wort, das ich im Namen unseres Bürgermeisters und der Ratsherren zu Euch spreche. . . Wenn Ihr den schuldlos Gefangenen nicht entlasset, so haben wir keine Macht mehr, die Tausende da unten zu hindern, in Euer Kollegium einzubrechen!“

„Ihr vergeßt die Krongarde des Königs, die in Thorn steht,“ unterbrach ihn der Rektor. „Ihr Befehlshaber, Major Dargelles, wird unsere Schule, die unter dem Schutze Seiner Majestät unseres glorreichen Königs Augustus steht, bis auf den letzten Mann verteidigen!“

Der Stadtsekretär maß den Rektor vom Scheitel bis zur Sohle mit Blicken, die ebensoviel Zorn als Verachtung ausdrückten.

„So spricht der Häuptling einer Schar Wilder, aber kein christlicher Mann, der Vorbild und Lehrer der Jugend sein will! Wegen eines niederträchtigen Bubenstreiches Eurer Zöglinge soll die Krongarde auf das Thorner Volk, das sie gastlich in ihren Mauern beherbergt, schießen! Wegen eines zum Himmel schreien-

den Unrechtes, das polnische Studenten einem deutschen Schüler zufügten, soll das Blut von Hunderten fließen! . . . Schmach und Schande über Euch! Ich gehe, denn Ihr seid, vom Deutschenhaß verblindet, eines weiteren Zuspruches nicht wert!“

„Das bis zur Raserei erbitterte Volk wird Sieger bleiben und Euch und Eure zuchtlosen Zöglinge vernichten. Das ist dann das Strafgericht Gottes, des ewigen Richters!“

Diese in flammendem Zorn gesprochenen Worte wirkten zauberhaft.

Der Rektor erbleichte, zitterte, als wäre das Volk schon ins Kollegium eingebrochen und sagte mit bebender Stimme:

„Eure Forderung soll erfüllt werden! . . . Der deutsche Schüler Franz Nagorni ist frei. Er kann mit Euch das Kollegium verlassen.“

So geschah es auch, und eine Viertelstunde später erschienen der Stadtsekretär Wedemeier und Franz Nagorni im Sankt Johannis-Gottesacker, wo beide jubelnd begrüßt wurden.

Hans Loe umarmte den wiedergefundenen Freund und stellte allerlei Fragen: Wie es ihm in der Polenschule ergangen, ob ihn die Studenten hart behandelten? Franz Nagorni aber konnte ihm nicht Rede stehen, denn Wedemeier sagte in befehlendem Tone:

„Folgt mir ins Rathhaus! Es ziemt sich nicht für Scholaren der Marienschule, hier länger unter dem händelsüchtigen Volke zu bleiben!“

Er redete dann noch vielen Bürgern, die unter der Menge

standen, zu, den Gottesacker zu verlassen und nach Hause zu gehen. Die meisten folgten seinem Rate, so daß nur eine müßige Rotte von Gefellen und Arbeitern zurückblieb.

Während der Stadtsekretär mit den beiden Scholaren den Weg nach dem Altstädtischen Markt einschlug, sagte er leise zu Hans Loe:

„Der Bürgermeister ist in Sorge um dich. Ich weiß, daß du ihm und der Frau Dorothea widersprochen hast und wie ein Unsinniger aus dem Hause liefst. Die Liebe zum Freund, den du befreien wolltest, verführte dich dazu. „Wer sich nur von seinem Herzen leiten läßt, den verführt es!“ Das ist ein altes Wahrwort, das sich auch an dir erfüllte. Geh' zum Bürgermeister, sag' ihm, daß du dein ungestümes Wesen bereuist und verfühne auch Frau Dorothea, die dich wie ihr eigenes Kind liebt!“

Hans Loe versprach alles, was der Stadtsekretär forderte, zu tun und sagte, nachdem er in die Stube des Bürgermeisters, im Rathause, eingetreten, das Knie vor ihm beugend:

„Verzeiht mir! Ich verübte einen dummen Jungenstreich!“ Gottfried Roesner schaute ihm so prüfend in die Augen, als wollte er in seinem Innern lesen und erwiderte:

„Dein Herz ist gut und treu. Nur dein heißes junges Blut war schuld an allem. Es war ein dummer Jungenstreich, den ich dir verzeihe!“

Ehe er weiter reden konnte, trat der Stadtsekretär hastig in die Stube; seine Mienen und Haltung verriethen die Aufregung des sonst ruhigen, gelassenen Mannes.

„Der Rektor Ignaz Marczewski ist wortbrüchig geworden!“ rief er. „Auf seine Bitte ließ der Major Dargelles zwei Kompagnien der Krongarde auf den Sankt Johanniskirchhof rücken. Die Hauptleute Watter und Zweymann besetzten alle Zugänge ins Kollegium und drohten auf das Volk zu schießen!“

Der Bürgermeister unterbrach ihn. „Das muß um jeden Preis verhindert werden. Geht zum Kapitän Graurock und befiehlt ihm in meinem Namen, mit der Stadtwache das dort stehende Volk zu verjagen.“

Er besann sich einen Augenblick und fügte dann hinzu:

„Es ist besser, daß ich selbst in die Wachtstube gehe und den Befehl zum Ausrücken gebe!“

Vom Stadtsekretär und Hans Loe begleitet trat er dort ein und wiederholte den Befehl, daß Kapitän Graurock seine Schar nach der Sankt Johanniskirche führen sollte.

Der Kapitän Graurock erwiderte in strammer Haltung vor ihm stehend:

„Ich werde nicht ausrücken!“

Der Bürgermeister machte eine zornige Bewegung:

„Ich befehle es!“

„Ich werde nicht ausrücken!“ wiederholte der Kapitän Graurock.

„Warum verweigert Ihr den Gehorsam?“ brauste der Bürgermeister auf.

„Aus Menschlichkeit!“ erwiderte der Kapitän gelassen. „Sobald ich mit meinen Leuten auf dem Gottesacker erscheine, wird die vor der Polenschule aufgestellte Krongarde auf uns feuern. So wurde uns angedroht!“

„Ihr irrt Euch, Herr Kapitän!“ sagte der Stadtssekretär. „Die Krongarde wird im Gegenteile froh sein, daß ihr die Stadtwache zur Hilfe kommt. Was richtet sie allein gegen die Tausende aus, die den polnischen Studenten auf den Leib rücken wollen!“

Der Kapitän winkte dem Unteroffizier, der hinten ihm stand, und dieser erzählte vortretend: Er, der gut polnisch spreche, habe das heimliche Gespräch mehrerer Offiziere der polnischen Krongarde belauscht. Sie erzählten sich unter einander, Major Dargelles hätte in der Stunde, wo die Hauptleute Watter und Zweymann auf den Sankt Johanniskirchhof rückten, zu ihnen gesagt: „Warten Sie mit dem Schießen, bis die Stadtwache erscheint. Lassen sie aber dann scharf unter sie feuern. Das ist die beste Gelegenheit, ihrer, die nur aus Deutschen besteht, los zu werden. Thorn soll in Zukunft, so will es der Minister Flemming in Warschau, nur eine polnische Miliz haben, die allein hält die Deutschen in eiserner Zucht!“

Nachdem der Unteroffizier geendet, wiederholte der Kapitän Graurock: „Ich werde nicht ausrücken! Meine Mannschaft und ich wollen nicht wie tolle Hunde totgeschossen werden!“

Er schnallte den Degen ab, legte ihn auf den Tisch und verließ die Wachtstube.

Der Bürgermeister Gottfried Roesner redete den zurückgebliebenen Stadtsoldaten zu, seinem Befehle zu gehorchen, und der Stadtssekretär Wedemeier bot sich ihnen als Führer an.

Keiner jedoch rührte sich von der Stelle.

„Der Bürgermeister mag uns aus dem Dienst jagen, als Fahnenflüchtige bestrafen!“ riefen sie wild. „Wir folgen ihm nicht. Ein Narr ist, der sich um nichts und wieder nichts erschießen läßt!“

Der Bürgermeister verließ erschreckt und von schlimmen Ahnungen gequält die Wachtstube und sagte zu dem ihn begleitenden Stadtssekretär: „Es ist meine Pflicht als Bürgermeister, das Blutvergießen zu verhindern. Ich werde selbst auf den Gottesacker Sankt Johannis gehen, mich vor der polnischen Schule aufstellen und sie, wenn das Volk stürmt, mit meinem Leibe decken!“

„Das wäre Euer sicherer Tod!“ rief der Stadtssekretär. „Die Krongarde wird Euch ebenso aufs Korn nehmen wie die Stadtwache. Bleibt um Christi Kreuz willen hier. Überlaßt es mir, die Menge zum Abzuge zu überreden. Ich büрге, daß es mir gelingt!“

Der Bürgermeister aber bestand fest auf seinem Willen und schlug die Richtung nach dem Sankt Johanniskirchhof ein.

„Ich bleibe an Eurer Seite!“ sagte der Stadtssekretär,

„und werde Euch, wenn es sein muß, mit meinem Leben schützen!“

„Gott der Herr lohne Euch dafür. Ihr seid ein ebenso tapferer Mann als treuer Freund!“ erwiderte der Bürgermeister tief gerührt und drückte ihm warm die Hand.

Er wandte sich dann zu Hans Loe, der beiden Herren folgte, und sagte zu ihm:

„Geh' nach Hause und tröste beide Frauen. Sie sollen sich nicht um mich ängstigen. Ich vertraue auf den lieben Gott. Er ist der starke Schild, der mich vor jedem Feind schützt.“

Hans Loe war unglücklich über diesen Auftrag und spürte Lust, bei dem Bürgermeister zu bleiben. Er erinnerte sich jedoch zur rechten Zeit an das Versprechen, das er diesem vor einer Stunde gegeben: Keinen dummen Streich mehr zu machen.

„Ungehorsam ist nicht allein der dümmste Jungenstreich,“ sagte er zu sich, „sondern auch eine Sünde!“

Während er heimging guckte er nach allen Seiten. Er sah, daß aus dem engen, zwischen der Ringmauer und dem Seglertor hinziehenden Gäßchen plötzlich eine Schar Männer auftauchte. Die meisten liefen barfuß.

Es waren, wie er aus ihrer Tracht, den schmutzig weißen langen Röcken von Leder oder Linnen, aus den Mützen und Strohhauben erkannte, Flößer, die Flisaken, jenes polnische Gesindel, das seit dem Sonntag in Thorn bald hier und bald dort einbrach und stahl, was es erwischen konnte.

Mit Knütteln, Eisenstangen und Beilen bewaffnet schlichen diese Spitzbuben leise wie Wildkatzen, die eine Beute wittern, heran, bis sie den Sankt Johanniskirchhof erreichten. Dann aber, als sie das Kollegium der polnischen Schüler erblickten, erhoben sie ein weithin dröhnendes Gebrüll.





Zehntes Kapitel.

Die Einbrecher.

Hans Loe stand eine Zeitlang ratlos und überlegte, was er tun sollte?

Wenn der Bürgermeister in die Hände des polnischen Gesindels fiel, so war es um ihn geschehen. Es drängte ihn darum die Liebe, umzukehren und den Mann, der ihn wie einen Sohn liebte, zu warnen. Eine innere Stimme aber sagte ihm: „Sei gehorsam und geh' nach Haus!“

In diesem inneren Zwiespalt siegte die Liebe, und er lief, die entgegengesetzte Richtung einschlagend, durch die Heiliggeiststraße zurück bis zur andern Seite der Seglerstraße, wo er die langsam dahinschreitenden Herren erreichte.

Atemlos und vor Aufregung zitternd, brachte er mühsam die Worte hervor: „Die polnischen Flößer kommen! Sie sind bewaffnet! Zurück, Zurück!“

Das Gebrüll und Toben das vom Sankt Johannis Gottesacker her laut wurde, bewies dem Bürgermeister Gottfried Roesner, daß Hans die Wahrheit sprach.

„Ich weiche trotzdem nicht zurück,“ sagte er in entschiedenem Tone. „Es sind viele Deutsche unter dem Volke, die gewarnt werden müssen. Vorwärts. Ich muß meine Pflicht erfüllen!“

Der Stadtsekretär Wedemeier hielt ihn am Arm fest.

„Herr Bürgermeister,“ rief er. Der Weg zum Kirchhof ist versperrt! Ein paar hundert Schritte noch und wir geraten unter die polnischen Flößer. Es ist Ihre Pflicht, für die Stadt und für die Ihrigen Ihr Leben zu erhalten!“

Er hatte Recht, denn in dem Augenblicke, wo beide von Hans Loe gefolgt sich der Ecke der Seglerstraße, die dem polnischen Kollegium gegenüberlag, näherten, schob sich die polnische Rotte wie ein Keil zwischen sie und das auf dem Gottesacker stehende Volk.

„Ich wollte zu den Thornern reden und sie zur Ruhe und Heimkehr auffordern!“ sagte der Bürgermeister schmerzlich bewegt. „Gott der Herr ist mein Zeuge! Die Polen aber hindern mich daran. Keiner soll später mir den Vorwurf machen, ich hätte meine Pflicht als Stadtoberhaupt versäumt!“

In diesem Augenblicke rief ihn eine Stimme aus dem geöffneten Fenster des Hauses, vor dem er und seine Begleiter standen, beim Namen. Aufblickend erkannte er in dem Greis, der herausguckte, den Bürgermeister Johannes Jerneke.

Schon verließ bald hier und bald dort ein Pole seinen Haufen und schlich den Herren, deren vornehmeres Gewand seine Raublust reizte, näher, schon klang der Schrei: „Plündert sie! Erschlagt sie!“ an sein Ohr, da drängte ihn der Stadtsekretär

Wedemeier in die geöffnete Thür des Hauses und verschloß sie hinter sich, nachdem alle drei eingetreten waren. Das geschah in dem Augenblicke, wo die ersten Flisaken vor dem Beyschlag auftauchten.

Die am Kollegium aufgestellte Kronwache wartete vergebens auf das Erscheinen der Stadtwache und der Hauptmann Zweymann sagte endlich zu seinem Kameraden Watter:

„Die Stadtmilizen sind klüger, als ich dachte, sie liefen uns nicht in die Falle. Major Dargelles tut mir leid. Hätten wir die deutschen Soldaten niedergeknallt, so wäre er Oberst geworden!“

„Ich lasse meine Mannschaft abziehen, ins Quartier rücken.“

Der andere Hauptmann erwiderte auf die den Gottesacker füllende Volksmenge zeigend, die Krongarde sei zum Schutze des Kollegiums hergeschickt und dürfe den Posten erst verlassen, wenn der deutsche Pöbel, der es stürmen und ausplündern wolle, sich zerstreut hätte.

„Laßt die Kerle stürmen und rauben nach Herzenslust!“ erwiderte der Hauptmann Zweymann. „Dem Minister Flemming in Warschau und dem polnischen Adel wäre dieser Überfall willkommen. Er ist der Strick, den sich die Thorner selbst zum Gehängtwerden drehen!“

„Ihre Rede klingt räthselhaft. Sie verbergen mir etwas!“ unterbrach ihn der Hauptmann Watter. „Sagen Sie alles, was Sie wissen!“

„Thorn muß ganz polnisch werden!“ erwiderte Zweymann. „Das kann aber nicht geschehen, weil die beiden Bürgermeister,

die Ratsherren und der größte Teil der Bürger Deutsche sind und die Stadt um jeden Preis deutsch erhalten wollen. Sie hassen uns Polen, hüten sich aber vor offenem Widerstand und Aufruhr. Sobald es gelingt, sie dazu zu verführen, haben wir Polen gewonnenes Spiel! . .

„Wenn das deutsch gesinnte Volk, das von den polnischen Studenten absichtlich beschimpft und gereizt wurde, in das Kollegium einbricht, werden wir die Bürgerschaft beim König verklagen. Starke Garnisonen und strenge Richter müssen dann das weitere tun und über kurz oder lang wird Thorn mit einem Schlage polnisch sein!“

Hauptmann Watter erwiderte, jetzt stimme auch er für den Abzug der Krongarde, worauf Hauptmann Zweymann lachend erwiderte:

„Wir kommen bald wieder!“

Die im Kollegium belagerten polnischen Studenten erhoben, als sie die Krongarde abziehen sahen, ein Geschrei und verschwanden vom Fenster und Thor, so daß im Hause, das einem mittelalterlichen Kloster glich, bald auch die Stille eines Klosters herrschte. Das Volk im Gottesacker dagegen wurde immer lauter und geberdete sich, als der Spätabend hereindämmerte, wie toll.

Viele deutsche Bürger, Handwerker und Gesellen verließen, sobald das polnische Gesindel auftauchte, die Seglerstraße.

„Die Kerle sind das reine Ungeziefer, das man sich vom Leib halten muß!“ sagten sie untereinander. „Je weiter man von ihm entfernt ist, desto besser!“

Das Volk dagegen, das im Gottesacker zurückblieb, war ebenso verkommen wie die Polen, die sich ihm zugesellten und frohlockten, denn die Krongarde war abgezogen und die Stadtwache ließ sich nicht blicken. Jetzt war die Zeit zum Einbrechen und Plündern gekommen.

Als die Glocke im Turm der Sankt Johanniskirche die neunte Abendstunde verkündete, schrie der Bäckergehilfe Gutbrot, ein rothaariger Riese, der ein blankes Beil in der Faust schwang:

„Jetzt ist's Zeit. In der Polenschule liegt das Gold und Silber haufenweise. Das holen wir uns!“

Er rannte von einem Haufen Gefellen begleitet zum Tor und schlug sein Beil so kräftig gegen die Flügel, daß sie zertrümmert aus den Angeln fielen.

Die polnischen Flößer aber, die ihnen auf dem Fuße folgten, wüteten, daß die Thorner früher als sie in das Kollegium eindringen sollten, erkletterten die Fenstergitter, rissen das Eisenwerk aus den Mauerfugen, zerbrachen die Scheiben und stiegen in die Stuben des Erdgeschosses.

Sie erbrachen dort alle Spinde und Läden, durchwühlten die Fächer und brüllten vor Zorn, als ihnen weder Gold noch Silber, aber viele Bücher und Schriften unter die Finger kamen.

Ein Haufen drang in die Kapelle, wo die Studenten ihre Andacht hielten, ein.

Der Anblick des mit Edelsteinen gezierten goldenen Schreines, in dem das Allerheiligste verwahrt wurde, der schwer silbernen Leuchter und vergoldeten Ampeln machte sie aufjubeln. Oft

streckten zwei zugleich die Hände nach einer Kostbarkeit aus, zerrten und rissen daran, bis sie in Stücke brach, und wurden darüber handgemein. Dann blieb einer schwer verwundet liegen, während der andere die Beute einsteckte.

Bald waren die meisten Stuben des Vorderhauses verwüstet und in ihrer Wut warfen die Einbrecher Bänke, Stühle und anderen Hausrat durch die zertrümmerten Fenster auf die Straße.

Die Zöglinge flohen mit ihrem Rektor Marczewski in eine Halle des Hinterhauses und verrammelten die Tür. Die meisten verkrochen sich in diesen und jenen Winkel, zitterten vor Angst und jammerten um ihr junges Leben; denn unaufhörlich tönte im Hofe und durch die hochgewölbten Gänge das Geschrei der Einbrecher: „Schlagt die adelige Brut tot. Keiner darf am Leben bleiben!“

Von allen Seiten kamen die polnischen Flößer und das Stadtvolk heran und bildete vor der Tür einen Knäuel, der in die Halle eindringen wollte.

Nur wenige Studenten blieben mutig und entschlossen, sich und ihre Kameraden bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.

Die Tür aus schwerem Eichenholz krachte und bebte unter den Anstößen, wich aber nicht aus Schloß und Angel.

„Räuchert die Buben aus!“ schrie der Geselle Gutbrot.

Er rannte in die Küche, riß ein brennendes Holzschicht aus dem Herdfeuer und steckte, während er zur Halle lief, bald hier eine Türschwelle, bald dort Bänke und Spinde in Brand.

Überall zuckten Flammen auf. Dichte Rauchwolken zogen

durch das Haus und ein Funkenregen sprühte bald hier und bald dort hin. Der Brandgeruch verpestete die Luft und raubte denen, die in der Halle eingeschlossen waren, den Atem.

„Wir müssen ersticken oder verbrennen!“ rief schreckensbleich der Rektor Marczewski. „Gott sei uns gnädig!“

Er und die Zöglinge waren auf das Sterben gefaßt. In dieser letzten Not hörten sie aus der Ferne Trommelschlag und Flintenschüsse und vor der Thür schrie es: „Fliehet, fliehet!“

Das Gesindel, das noch immer mit Art und Beil gegen die Thür schlug, nahm plötzlich Reißaus. Im Gange wurden Schritte und Waffenklirren laut und der Ruf: „Es lebe der König Augustus!“

Der Rektor befahl, die Thür zu öffnen, und erblickte, auf der Schwelle stehend, den Hauptmann Zweymann, der an der Spitze einer Kompagnie Krongarde in dem Augenblick ins Kollegium einrückte, wo von allen Seiten die Flammen emporschlugen.

„Wir kommen wieder!“ sagte er, den Rektor militärisch begrüßend. „Es ist unsere Pflicht, Sie und Ihre Zöglinge gegen die Einbrecher zu schützen!“

„Warum ließen Sie uns im Stich, als das Volk in unser Kollegium einbrechen wollte?“ fragte der Rektor.

Der Hauptmann neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte: „Es geschah auf Befehl des Major Dargelles. Der Einbruch der Deutschen in Ihr Kollegium, den er absichtlich nicht verhinderte, gibt uns den lang ersehnten Anlaß, die Thorner wegen

Polenhaß und Polenverfolgung beim König zu verklagen. Bald werden wir die Herren der Stadt sein!“

Der Rektor Marczewski, über dessen bleiches Gesicht bei diesen Worten ein Blitz der Freude zuckte, drückte ihm die Hand und sagte:

„Ihr Major Dargelles ist ein guter Pole! Das soll ihm gelohnt werden. Der Minister Flemming in Warschau ist mir gewogen und hat schon viele meiner Bitten erfüllt. Die nächste, die ich an ihn richten werde, soll lauten: Ernennen Sie den Major Dargelles zum Obersten! Er hat diesen Rang wohl verdient. Mit seiner Hilfe sind wir endlich die Herren in Thorn geworden!“





Elftes Kapitel.

Der Sühneversuch.

Der Bürgermeister Gottfried Koesner hatte am Fenster des Hauses stehend, in dem Johannes Zerneck wohnte, die Zerstörung des Kollegium gesehen.

„Weh' uns Deutschen!“ rief er, während eine Wolke von Trauer sein Antlitz verdüsterte. „Der König und seine Räte in Warschau werden uns für das Verbrechen einer verkommenen Horde verantwortlich machen!“

„Unkraut wächst in jedem Garten!“ sagte der Stadtsekretär Wedemeier. „Ich kann beschwören, daß die meisten von den Einbrechern und Brandstiftern Polen sind. Für diese Kerle kann doch nur König Augustus verantwortlich gemacht werden!“

Die Mitternachtstunde war gekommen, als der letzte Haufen Einbrecher von der Krongarde ins Freie gejagt wurde.

Beim Schein des hell vom Himmel niederleuchtenden Mondlichtes bot sich dem Bürgermeister und seinen Begleitern ein blutiges, graufiges Bild.

Das polnische Gesindel und das Volk flüchtete sich in den

Gottesacker und suchte hinter Grabkreuzen und Büschen ein Versteck. Die Leibgarde aber saß ihnen hart auf den Fersen und schonte keinen, der vor die Spitze ihrer Bajonette und Säbel kam. Selbst Wehrlose, die auf den Knien liegend um ihr Leben baten, wurden niedergestochen, und bald wölbte sich zwischen den mit Blumen geschmückten Gräbern ein Hügel von Verwundeten und Toten. Durch die lauen Lüfte der Sommernacht klangen die Schreie der verzweifelt um ihr Leben Ringenden, das Röcheln der Sterbenden und der Ruf der polnischen Soldaten: „Es lebe König Augustus!“

Hans Loe preßte beide Hände vor das Gesicht, denn er entsetzte sich über die gespaltenen Schädel, die verstümmelten Leiber, und die blutigen Leichen, die überall lagen, wohin er schaute.

Erst beim Morgengrauen wurde es im Gottesacker und im Kollegium still, und jetzt traten der Bürgermeister und Hans Loe den Heimweg an.

Gottfried Koesner schritt wie einer dahin, dem ein plötzlicher Schreck die Glieder lähmte, und stützte sich schwer auf den Arm seines Begleiters. Er redete kein Wort, seufzte tief, und stieß unverständliche Worte aus, die den Sturm seines Innern verrieten.

Im Hausflur wurden die Heimkehrenden von Frau Dorothea und Eva, die trotz der späten Stunde wachgeblieben, begrüßt.

In trüber Stimmung suchten alle ihr Lager auf.

Der Bürgermeister verbrachte den Rest der Nacht wachend und sinnend, denn schwere Sorgen raubten ihm den Schlaf, und am nächsten Tage war er der erste im Rathause.

Das Thorner Rathhaus war ein von einem Turm überragter Bau aus rötlich schimmernden Backsteinen, dessen Erdgeschosse Pfeiler, Türen und Fenster in Spitzbogenform zierten, während die Außenseiten des Stockwerkes Erker und Giebel trugen.

Seine Grundmauern stammten aus dem Jahre 1259 und trugen zuerst das Markthaus, in dem die Bürger ihre Waren aufstapelten und mit den Kaufleuten aus der Fremde Handel trieben. Das war die goldene Zeit, wo Thorn die Königin der Weichsel hieß. Ein Jahrhundert später erstand aus dem schlichten Krämerhof ein Rathhaus, wo der Bürgermeister und die Ratsmänner Gericht hielten und als Patrizier die Stadt beherrschten.

Dieses Rathhaus ragte wie eine Fürstenburg in der Mitte des Altstädtischen Marktes auf und ringsum bauten die Krämer eine Budenstadt und stellten die Handwerker ihre Bänke auf.

Der Bürgermeister Heinrich Stroband verschönerte zweihundert Jahre später dieses Rathhaus durch ein neues Stockwerk, durch herrliche Gemächer und durch einen Saal an der Nordost-ecke, dessen Wände mit Holzarbeit und kunstvollen Geweben geziert waren.

Ein Sprenggeschöß, das im Jahre 1705 die Schweden in die belagerte Stadt schossen, steckte den prächtigen Bau in Brand, warf den schlanken spitzen Turm in Trümmer und zerstörte einen Teil des Rathhauses.

Der Bürgermeister Gottfried Roesner trat durch die Türe, über der der Spruch: „Salus republicae suprema lex. — Unsere

erste Satzung sei des Staates Wohl!“ geschrieben stand, in die Ratsstube und setzte sich in einen hochlehnigen Stuhl.

Niemand störte ihn, denn noch war kein Ratsherr erschienen. Er spann die Gedanken weiter aus, die während der Nacht ihn bedrängt hatten.

Die Bilder der Vergangenheit Thorns stiegen vor seinem Geiste auf.

Er sah die hölzerne Burg an der Weichselkämpe, wo vor fünf Jahrhunderten die aus Westfalen stammenden Ansiedler mit Pflug und Spaten das wüste Land in ein Fruchtfeld verwandelten. Zwei Jahrhunderte später kamen aus Nord, West und Süd auf der einzigen Heerstraße, die nach Preußen führte, Tausende von schwer beladenen Karren und Lasttieren nach Thorn gezogen und die Fremden stapelten hier ihre Waren auf. Bis hierher und nicht weiter durfte ein fremder Krämer ins Weichselland ziehen. So bestimmte es eine Satzung des „Stapelzwanges“.

Thorn wurde die Königin der Weichsel!

Und abermals ein Jahrhundert später war Thorn die größte und mächtigste der fünf Hansestädte Preußens, die ihre Warenzüge ans Gestade der Ostsee sandte und sicheres Geleite und freien Markt nach und in Rußland und Polen hatte.

Nach diesem Bilde, das dem sinnenden Bürgermeister die geliebte Vaterstadt auf der sonnigen Höhe ihrer Größe und Macht zeigte, stieg die Erinnerung an die trübe Zeit auf, wo das ferndeutsche Thorn nach dem Untergange der Brüder vom deutschen Orden polnisch werden mußte!

Seitdem glich das Thorner Deutschtum einem Fruchtlande, das von den Wogen des Meeres bespült wird. Die Brandung reißt Scholle um Scholle in die Tiefe, bis das ganze Eiland in der Flut versinkt.

Das nimmersatte Polen ringt seit zweihundert Jahren um die Herrschaft in Thorn und ruht nicht, bis sie ihm zufällt!

Diese düsteren Gedanken quälten den einsam sitzenden Bürgermeister Gottfried Roesner so arg, daß er aufsprang und ruhelos in der Ratsstube auf- und niederging. Seine Seele dürstete nach Trost, wie ein Wanderer in der Wüste nach Wasser.

In seiner Verzagttheit schlug er die auf dem Ratsherrntische liegende Bibel auf und las die Verse des dritten Psalmes.

„Ich rufe an mit meiner Stimme den Herrn. So erhöret er mich von seinem heiligen Berge. Ich fürchte mich nicht vor vielhundert Tausenden, die sich umher wider mich legen. Du Herr bist der Schild für mich, der mich zu Ehren setzet und mein Haupt aufrichtet!“

Wie Abendtau, der in eine vom Sonnenbrand verdorrte Wiese rieselt, wie Meeresstille, die sich über sturmzerwühlte Wogen breitet, wie Morgenlicht, das in die Nacht eines Kerkers fällt, so drangen diese Worte in das Herz des Bürgermeisters. Sie brachten ihm Licht und Mut und weckten in ihm das stille Gelöbniß: Ich harre aus bis ans Ende!

In dieser guten Stimmung, deren Widerschein auf seinem Gesichte leuchtete, begrüßte er die Ratsherren, die um die achte Stunde die Stube betraten.

Er schilderte alles, was er in der letzten Nacht gesehen und erzählte: Er habe die Stadtwache absenden wollen, um das Volk aus dem Gottesacker der Sankt Johanniskirche zu vertreiben. Diese aber verweigerte ihm den Gehorsam und zwang ihn zum Gange vor das Kollegium, um das Volk zur Heimkehr aufzufordern. Er habe seine Pflicht erfüllen wollen, wie es einem treuen Diener ziemte. Die polnischen Flößer aber, die am Abend aus ihren Verstecken krochen und ihm den Weg versperrten, hinderten ihn daran.

Der Stadtschreiber Wedemeier sei Zeuge, daß er die Wahrheit spreche.

Er sagte dann: „Was soll geschehen? Die Polen wüthen und erzählen die abenteuerlichsten Dinge. Die Deutschen hätten im polnischen Kollegium wie Wilde gehaust, die Jünger geschlagen und das Haus in Brand gesteckt!“

„Die Schuld an allem, was seit dem Sonntag die Ruhe und den Frieden unserer Stadt störte, haben die polnischen Studenten. Ich selbst werde den Rektor Ignaz Marczewski besuchen und Klage darüber führen; ihm aber auch sagen, daß der Rat die Einbrecher streng bestrafen und das, was sie im Kollegium zerstörten, neu aufbauen lassen werde.“

Die Ratsherren stimmten ihm zu und der Bürgermeister Jernecke, ein furchtsamer Mann, beschwor ihn, recht friedliche Worte zu wählen. Die Polen müsse man um jeden Preis schonen!

Eine Stunde später schritt der Bürgermeister mit dem Stadtschreiber die Seglerstraße entlang und sah, als er das Kollegium

erreichte, vor dem Tore eine mit vier Rossen bespannte Kutsche stehen.

Im Flur trat ihn der Rektor Marczewski in Reisekleidern entgegen und erwiderte kaum seinen Gruß.

Gottfried Roesner wiederholte, was er in der Ratsstube gesprochen hatte. Als er aber von den Einbrechern, von Verhör und Strafe redete, fiel ihm der Rektor ins Wort.

„Der Richter über die deutschen Spitzbuben, die in unser Kollegium einbrachen und es in Brand steckten, ist nicht der Rat der Stadt, sondern der König von Polen! . . . Ich werde noch in dieser Stunde zum Woiwod Jakob von Ribinski reisen und ihm klagen, wie hart wir Polen von euch Thornern verfolgt werden. Im Namen meiner Zöglinge werde ich in Warschau den Schutz unseres glorreichen Königs anrufen!“

„Nach der Kulmer Handfeste, dem Stadtgesetz, das der Herr Preußens, der Hochmeister der Brüder vom deutschen Orden, im Jahre 1231 unserer Stadt verlieh, besitzt Thorn ein eigenes Gericht, vor dem jeder, der in seinem Burgfrieden wohnt, erscheinen muß. Das ist unsere Willkür, die alle Könige Polens uns eidlich verbürgten!“ erwiderte der Bürgermeister.

Der Rektor Marczewski blieb stumm, kehrte beiden Ratsherren den Rücken und bestieg den Reisewagen.

„Das Krächzen dieses Unglücksrabens verkündet den Sturm, der über unsere Stadt hereinbrechen wird!“ sagte der Stadtsekretär Wedemeier empört über die Rede und rohe Sitte des Rektors.

„Ich tröste mich aber darüber mit dem klassischen Spruche: Post nubile—Phöbus! Dem Sturm folgt Sonnenschein! In mir lebt die felsenfeste Überzeugung: Noch ist Thorn nicht verloren! . . . Nach der Sturmnacht, in der es polnisch sein mußte, kommen die sonnigen Tage, wo es wieder deutsch sein und deutsch bleiben wird!“





Zwölftes Kapitel.

Der Einzug der Starosten.

Ein sonniger Septembertag war über die Stadt Thorn hereingedämmert. Seit Morgengrauen schallten Trompetenklang, der Hufschlag vieler Rosse und Waffenklirren durch die Straßen, und als eine Schar polnischer Dragoner in die Seglerstraße einrückte, erwachte Hans Loe aus dem Schlafe.

Er trat ans Fenster und sah mehrere Reiter an die Pforte seines gegenüberliegenden Elternhauses pochen. Am Fenster der Pfortenstube erschien der alte Josias und öffnete dann das Tor, nachdem er lange mit den Soldaten geredet und sich, wie seine hastigen Geberden verrieten, gesträubt hatte.

Hans hatte keine Zeit über das plötzliche Auftauchen der Dragoner nachzudenken, denn Frau Dorothea rief ihn in die Wohnstube zum Frühstück, wo der Bürgermeister, nachdem sich beide den Morgengruß gegeben, sagte:

„Es vergeht doch kein Tag ohne Ärger und schlimme Botschaft! Der Woiwod von Kulm, Jakob von Ribinski, meldet mir, daß heute um die Mittagsstunde die Starosten in Thorn

einziehen werden. Jene polnischen Edelleute, die im Namen des Königs in Preußen die Richter spielen . . . Der Rat muß, weil sie als königliche Abgesandte erscheinen, ihnen am Kulmer Tor Empfang und Begrüßung bieten!“

Hans Loe blickte den erregt sprechenden Bürgermeister an und erschrak, denn Sorge und Kummer hatten tiefe Falten in sein schönes Antlitz gefurcht und das Haar, das im Hause keine Perücke bedeckte, gebleicht.

„Was suchen die Starosten in Thorn? Unsere Stadt hat das uralte Vorrecht eines eigenen, freien Gerichtes!“ rief er.

Der Bürgermeister ergriff die Hand des Scholaren und schaute ihn traurig an.

„Die Zeit der Freiheit ist für Thorn vorbei! Zum ersten Male seit seiner Gründung, vor fünfhundert Jahren, werden Fremde hier Gericht halten!“

Er schwieg plötzlich, denn der Schmerz raubte ihm die Fassung, und er starrte lange wie ein Verzagender vor sich hin.

„Heute muß ich einen schweren Gang machen!“ fuhr er nach einiger Zeit fort. „Im Namen der Stadt die Starosten, jene polnischen Richter, begrüßen, vor denen wir beide Bürgermeister und viele Bürger in wenigen Tagen auf der Anklagebank sitzen werden!“

Ein leises Pochen an der Tür unterbrach seine Rede und auf den Ruf: Salve! trat der alte Josias in die Stube.

Er zitterte an allen Gliedern, Tränen rannen aus seinen Augen und er erzählte, die Worte mühsam aus den Lippen

pressend, daß die polnischen Dragoner im Patrizierhofe wie ein Haufen Einbrecher hausten. Sie durchstöberten alle Stuben und Gelasse, gebrauchten die Säle im Hintergebäude als Ställe und verwandelten die große Halle in ein Feldlager. Die schönsten Stuben des Vorderhauses seien für den Anwalt der Krone Nagrodski und den königlichen Ankläger Wyroczewski, die aus Warschau eintreffen, ausgewählt worden.

Er schwieg und es fiel ihm sichtlich schwer, weiter zu reden, sagte dann aber zögernd und voll Scheu:

„Der Gedanke, daß ich meinen Jungherrn nicht täglich sehen darf, bedrückt mir das Herz schwer! . . . Ich glaube, die Sehnsucht macht mich krank . . . Es muß aber sein! . . . Die Polen hassen uns Deutsche . . . So oft einer ein deutsches Wort oder den Namen „Thorn“ ausspricht, spuckt er zur Erde . . . Ich kenne dich, mein lieber Hans, deinen feurigen Sinn und Stolz . . . Du wirst, sobald ein Pole drüben dir frech begegnet, ihn niederschlagen! Bleib' darum, solange die Soldaten und Starosten im Hause sind, weg. Zürne mir nicht wegen dieser Bitte!“

„Solange ein Pole in meinem Elternhause wohnt, betrete ich nicht die Schwelle!“ rief Hans Loe. „Lieber Jostias, wir müssen uns auf eine lange Trennung gefaßt machen.“

Der Alte küßte den Scholar auf die Wange und erwiderte:

„Ich werde täglich herüberkommen. Ein Tag, wo ich nicht in deine lieben Augen schaue und dir die Hand drücke, ist für mich ein verlorener!“

Der Bürgermeister, der dieses Gespräch hörte, riet dem Jostias, Augen und Ohren offen zu halten.

Durch einen glücklichen Zufall seien die Anwälte der Krone, denen die Starosten blindlings folgen, im Patrizierhof einquartiert. Da könne er manches belauschen, was den Deutschen, die schuldlos auf der Anklagebank sitzen, aus der Klemme hilft.

Um die Mittagsstunde ging Hans Loe in die Araberstraße und lud seinen Freund Franz Nagorni ein, gemeinsam mit ihm den Einzug der Starosten zu besichtigen.

Als beide Arm in Arm über den Altstädtischen Markt und durch die Kulmer Straße zum Tor gleichen Namens gingen, sagte Franz Nagorni:

„Thorn gleicht heute einer belagerten Stadt, denn aus Kulm, Warschau und Posen sind polnische Truppen eingerückt. Der Woiwod von Kulm, Ribinski, sandte heute früh mehrere Schwadronen polnischer Dragoner in die Stadt, und mein Vater, dessen Gehöft in der Weichselniederung liegt, meldete mir, daß ein Regiment Fußsoldaten die Außentore besetzt halte. Die Krongarde wurde durch fünf Kompagnien verstärkt. Wir leben hier wie in einem Kriegslager!“

feierliches Glockengeläute hallte von den Kirchentürmen, das Volk drängte sich in hellen Haufen zum Kulmer Tor und säumte dicht gedrängt den Weg, auf dem die Starosten in die Stadt einziehen sollten.

Unter der Wölbung des Kulmer Tores stand die Krongarde und Major Dargelles, der sie heute selbst führte. Er war gut

gelaunt, wie niemals, denn die verhaßte Stadtwache und der Kapitän Graurock blieben unsichtbar. Sein stolzer Traum von der polnischen Miliz, die allein Thorn bewachte, ging in Erfüllung.

„Hei!“ sagte er zu den Offizieren. „Wie freue ich mich auf die Zeit, wo die Deutschen vor uns Polen sich ducken und kriechen müssen, wie die Hunde vor der Peitsche ihres Herrn!“

Vom Altstädtischen Markt her schritten die beiden Bürgermeister Gottfried Roesner und Johannes Jernecke und viele Ratsherren, die ihre goldenen Amtsketten um Hals und Brust geschlungen und festliche Kleider trugen.

Die Krongarde, die in der Nähe stand, erwies ihnen heute zum erstenmal keine militärischen Ehren, und Major Dargelles sagte leise zu den neben ihm stehenden Hauptleuten Watter und Zweymann:

„An dem Tage, wo der Henker dem ersten Bürgermeister Gottfried Roesner den Kopf abschlägt, bezahle ich Euch soviel Kannen Wein, wie Ihr wollt!“

Ein lautes Geschrei und die Rufe: „Vivat rex noster: Es lebe unser König!“, die aus der Ferne tönten und immer lauter wurden, verkündeten, daß die Starosten sich der Stadt näherten.

Eine lange Reihe reich vergoldeter Kutschen, denen vier und sechs prächtig angeschirrte Pferde vorgespannt waren, rollten in den Torbogen, und an der Seite einer jeden ritten Edelleute und Diener in der bunten mit Gold, Silber und Edelsteinen gezierten polnischen Tracht.

In der ersten Kutsche saß der Adelsmarschall von Leslau,

ein dicker Herr mit bartlosem, vom Wein geröteten Gesichte, der, sobald er die Ratsherren erblickte, dem Kutscher befahl, stillzuhalten, die kleinen Augen gegen den Himmel erhob und ausrief:

„Armes Thorn! Ich weine um dich wie einst der göttliche Erlöser über die Stadt Jerusalem! In deinen Mauern wurde Polenblut vergossen! Es schreit zum Himmel! Weh' dir! Ein schweres Strafgericht Gottes bricht über dich herein!“

Der Bürgermeister Gottfried Roesner wollte einige Grußworte in lateinischer Sprache sagen. Der Edelherr aber wehrte ihn ab, schrie dem Wagenlenker zu, weiter zu fahren und wiederholte ohne Aufhören:

„Das Blut der gemordeten Polen schreit um Rache!“

Seiner Kutsche folgten zwanzig andere, in denen die Starosten, der königliche Ankläger Wyroczewski und der Kronanwalt Nagrodski, saßen.

Keiner dieser Herren erwiderte die Grüße der Ratsherren und jeder geberdete sich, als sehe er sie nicht.

Zum Schlusse rollte der Wagen, in dem der erste Kämmerer des Königs, der Fürst Georg Lubomirski saß, unter den Torbogen.

Er ließ vor den Reihen der Ratsherren stillhalten, und der Bürgermeister Gottfried Roesner trat vor, um, wie es seine Pflicht war, den Fürsten zu begrüßen.

Ehe er jedoch ein Wort sprach, schrie Lubomirski auf polnisch:

„Schweigt! Schweigt! . . . In meiner Gegenwart darf nur polnisch geredet werden!“

Er blickte den Bürgermeister scharf ins Gesicht und eine zornige Röthe flog über sein runzliges Gesicht, die Augen schossen Blitze und in seinen Mienen lag der Ausdruck von Wut. Die Erinnerung des Überfalls an der deutschen Grenze, wo der Goldschmied Loe sein Leben verlor, des Faustschlags, den ihm der Stadtschreiber Wedemeier versetzte und der Flucht seiner Begleiter tauchte vor seinem Geiste auf.

Er erkannte in dem Bürgermeister Gottfried Roesner den Mann wieder, den er seit jener Stunde wie seinen Todfeind haßte. Wie oft und heiß sehnte er die Gelegenheit herbei, um sich an ihm zu rächen. Die Stunde der Rache war endlich da!

Wie pries der Fürst heimlich sein Glück, daß der König und der Minister Flemming zu Warschau gerade ihn zum Vorsitzenden der Starostenbank erwählten.

Im Bann dieser Gedanken stehend, stieß er Drohworte aus und führte allerlei böse Reden, die das umstehende Volk und die Ratsherren zittern machten.

Er komme als Retter der verfolgten und getödeten Polen!

„Ich werde erst die Stadt verlassen, wenn die Starosten ihre Arbeit vollendet und der letzte deutsche Mörder geköpft sein wird!“

Er winkte dann dem Bürgermeister Gottfried Roesner, näher zu treten und sagte, als dieser am Kutschenschlag stand, in

einem Tone, der die Wut und boshafte Freude seines Innern verriet:

„Ich habe mein Versprechen, das ich vor vier Jahren Euch gab: Wir sehen uns in Thorn wieder! erfüllt. Die Stunde, wo Ihr mir für Schimpf und Schlag, den ich an der deutschen Grenze erlitt, Rede stehen sollt, ist gekommen!“

Er gab dann dem Kutscher den Befehl, die Pferde zum schnellsten Lauf anzutreiben. Der Wagen sauste darauf windschnell durch die Straßen, so daß viele Frauen und Kinder unter die Räder gerieten, und hielt erst auf dem Altstädtischen Markte still. Dort stieg der Fürst aus, prüfte bald dieses und jenes Haus und wählte die fünf stattlichsten für sich und sein vielköpfiges Gefolge zur Herberge.

„Jagt die deutsche Brut mit Weib und Kind auf die Straße!“ schrie er, als die Bürger, die in den fünf Häusern wohnten, sich ihm zu Füßen warfen und um Schonung baten.

Zum Major der Krongarde, Dargelles, der ihm wie ein Schatten folgte, sagte er:

„Geht ins Rathhaus und fordert vom Bürgermeister die Schlüssel der Stadt! . . . Von heute an seid Ihr der Herr von Thorn. Kein Deutscher darf ohne Eure Erlaubnis die Stadt verlassen und keiner hereinkommen, ehe er nicht verspricht, polnisch zu werden.“

Der Major zog von einer Kompagnie der Krongarde gefolgt ins Rathhaus, stellte an den Thoren und in den Gängen Wachen

auf und trat an der Spitze einer Truppe in die Stube, wo die Ratsherren saßen.

„Im Namen unseres glorreichen Königs Augustus fordere ich die Schlüssel der Stadt!“

Der Bürgermeister Gottfried Roesner erwiderte: Die Schlüssel der Stadt dürfe er nur dem Landesherrn beim Einzuge übergeben. Dieser aber lege sie dann wieder in die Hand des Stadtoberhauptes. Das Aufbewahren der Stadtschlüssel sei ein jahrhundertaltes Vorrecht der Bürgermeister von Thorn.

Der Major wiederholte seine Forderung, riß den Krumm- säbel aus der Scheide und schrie:

„Was kümmern mich Eure Vorrechte und Freiheiten! Ich bin Soldat und tue das, was mir befohlen wird. Gebt die Schlüssel heraus!“

Die Ratsherren, die den Polen zu jeder Schandtath entschlossen sahen, beschworen den Bürgermeister, nachzugeben.

„Es steht unser und Euer Leben am Spiel!“ sagten sie.

„Macht geht vor Recht!“

Der Bürgermeister tat, was sie begehrten, der Major Dargelles aber rief, nachdem er die Schlüssel eingesteckt hatte.

„Im Namen unseres glorreichen Königs Augustus erkläre ich die beiden Bürgermeister Gottfried Roesner und Johannes Jernecke und den Stadtsekretär Wedemeier für gefangen!“

Und zum Hauptmann Zweymann, der ihm in die Ratstube gefolgt war, gewendet, fuhr er fort: „Führt die drei Gefangenen

in ihre Häuser. Sie müssen Tag und Nacht streng bewacht werden. Schießt jeden nieder, der sich wehrt oder fliehen will.“

Die Ratsherren murrten darüber, und der älteste von ihnen, der Kaufherr Dülmen, erklärte, die Stadt könne ebensowenig ohne Bürgermeister sein, wie ein Körper ohne Kopf.

„So wählt euch einen andern!“ unterbrach ihn der Major.

Er dachte eine Zeitlang nach und ging dann zum Sitz des Ratsherrn Schulz, in dessen Hause er sein Quartier hatte, schlug ihn auf die Schulter und sagte:

„Ihr seid ein braver Mann, der mich und meine Offiziere gut mit Speise und Trank versorgte. . . Zum Lohn dafür erwähle ich Euch zum Bürgermeister von Thorn.“

Als die Mienen und unwilligen Geberden der Ratsherren ihm zeigten, seine Wahl gefiele ihnen nicht, geriet er in Wut.

„Der Ratsherr Schulz ist euer Bürgermeister!“ schrie er. „Das ist mein Wille. Wer sich widersetzt, wird so lange ins Loch gesteckt, bis er gehorchen lernt.“

Während die Ratsherren sprachlos über diese Willkür darsaßen, verließen die beiden Bürgermeister und der Stadtsekretär Wedemeier die Stube. Jeder schlug eine andere Richtung ein, jedem aber blieben einige Krongardisten auf den Fersen und folgten ihm bis ins Haus.

Als Frau Dorothea ihren Eheherrn im Flur begrüßte und

aus seinem Munde hörte: Er sei ein Gefangener, schrie sie vor Jammer und Schreck laut auf. Hans Loe aber, der auf ihr Schreien herbeilief, umarmte den Bürgermeister zärtlich und gelobte sich im Stillen:

„Der Gefangene muß frei kommen! Mag es auch mein Leben kosten!“



Dreizehntes Kapitel.

Der Zeugenmord.

An einem Novemberabend, wo der Herbststurm über die Stadt Thorn brauste und die Regenfluten, die seit dem dämmernenden Morgen vom nebelgrauen Himmel flossen, gegen die Fenster und Türen der Häuser jagte, saßen in einer Stube des Patrizierhofes, wo einst das Geschlecht derer von Loe hauste, zwei polnische Herren.

Während der ältere, der Reichsstaroste Wyroczewski, seinen hochlehnigen, weichgepolsterten Stuhl an den Kamin, aus dem eine wohlthuende Wärme durchs Zimmer strömte, gerückt hatte und, behaglich die Glieder streckend, ein Glas Ungarwein nach dem andern leerte, hockte der Anwalt der Krone Nagrodski wie festgenagelt am Tisch.

Er wühlte bald in dem Haufen von Schriften, die wie ein Hügel vor ihm aufgestapelt lagen, und griff bald wieder zur Gänsefeder und schrieb hastig.

Endlich warf er sie weg, schlug mit der Faust auf ein Aktenbündel und rief:

„Der Teufel hole den ganzen Prozeß und alle, die ihn angezettelt haben!“

„Seit zwei Monaten sitze ich den Tag über und halbe Nächte lang an der Arbeit und komme nicht zum Ziel. Ich gleiche einem Knaben, der einem Falter nachjagt. So oft er glaubt, ihn haschen zu können, fliegt ihm das Insekt davon.“

„Warum ärgert ihr Euch, lieber Freund?“ fragte ihn der Reichsstaroste. „Wo liegt der Stein, der dem Karren Eurer Arbeit das Weiterfahren hemmt?“

„Der Bürgermeister Gottfried Roesner bleibt trotz meiner Kreuz- und Querfragen fest dabei: Die polnischen Studenten allein seien Schuld, daß das Volk ihr Kollegium stürmte und zerstörte. Meine ganze Arbeit ist umsonst gewesen, wenn die Starosten ihm glauben und er freikommt.“

„Das muß um jeden Preis verhindert werden!“ rief Wyrocjewski und sprang vom Stuhl empor.

„Meine und Eure Stellung stehen auf dem Spiel! . . . Der Minister Flemming sagte, als ich in Warschau von ihm Abschied nahm: Ich wünsche, daß die angeklagten Thorner nicht frei kommen. Ihre Verurteilung ist das letzte Mittel, die Stadt polnisch zu machen. Nachdem Sie meinen Willen kennen, wird es für Sie und Ihren Kollegen Nagrodski leicht sein, ihn zu erfüllen!“

„Ich weiß, daß ich Amt, Ehren und eine glänzende Zukunft einbüße, wenn die Thorner Angeklagten unbestraft und am Leben bleiben! Aber! Die Behauptung des Bürgermeisters



. . . . Seine Streiche trafen
einen Polen am Schädel . . .

Gottfried Roesner von der Schuld der polnischen Studenten ist ein Fels, an dem das Schifflein unserer Anklage scheitert und zerschellt.“

„Behaupten ist noch nicht beweisen,“ erwiderte Wyroczewski, der wieder behaglich im Stuhl lehnte und sich durch ein neues Glas Wein stärkte.

„Der Bürgermeister Gottfried Roesner nennt zum Beweise, daß seine Aussage richtig sei, zwei Zeugen und fordert, daß sie vor der Starostenbank erscheinen sollen,“ berichtete der Kronanwalt weiter.

„Wie heißen sie? Wer sind sie?“ unterbrach ihn der Reichsstaroste.

„Die zwei Scholaren der deutschen Marienschule Hans von Loe und Franz Nagorni!“

„Die Burschen müssen verschwinden, für immer verschwinden!“ rief Wyroczewski.

„Wie soll das geschehen. Ich kenne sie nicht!“ sagte Nagrodski.

„Ihr seid noch jung und müßt noch viel lernen, bis Ihr ein tüchtiger Staroste werdet,“ fiel ihm der andere ins Wort. Merkt Euch die viel erprobte Lehre: Wer nicht auf geradem Weg zum Ziel kommt, muß den krummen wählen!“

„Ich wiederhole, die beiden Scholaren müssen verschwinden. Bringt sie um, wenn es sein muß!“

Aus einem Winkel der Stube tönte ein Laut, wie ein ersticker Schrei und Nagrodski stand mit dem Rufe: „Wir werden belauscht!“

auf, klopfte an die Wand und horchte, ob irgendwo ein Unberufener versteckt sei.

„Das viele Arbeiten ermüdete Euren Geist!“ sagte der Reichsstaroste, „Ihr leidet an Sinnestäuschungen. Es war eine Ratte, die Euch erschreckte.“

Der Kronanwalt setzte sich wieder zum Tisch und stellte viele Fragen, wie die beiden Zeugen verschwinden sollten?

Wyroszewski rief laut: „Stanislaus Lisiecki!“ und an der Thür erschien ein schlanker Jüngling in polnischer Tracht.

„Kennst Du die beiden Scholaren Loe und Nagorni?“

Ladislaus Lisiecki erwiderte: „Ich kenne sie!“ denn er erinnerte sich, daß er ihnen im Krug „Zum Vogelsang“ begegnet sei.

„Ich hasse beide und warte auf eine Gelegenheit, ihnen den Garaus zu machen!“ sagte er.

Der Kronanwalt Nagrodski zog eine Handvoll Goldstücke aus der Tasche, reichte sie ihm und sagte:

„Am fünften Dezember darf keiner dieser Buben am Leben sein!“

Im Winkel der Stube wurde wieder ein Geräusch laut, als schleiche einer dort hin und her. Die beiden polnischen Herren aber achteten nicht mehr darauf in dem Glauben, es sei hinter der Tapete eine Ratte versteckt.

Sie schüttelten sich, nachdem Ladislaus Lisiecki gegangen war, die Hände, boten einander den Nachtgruß und jeder suchte seine Kammer auf, wo er ermüdet einschlief.

Einer nur im Hause fand weder Ruhe noch Schlummer. Der alte Josias.

Er hatte den Rat des Bürgermeisters Gottfried Roesner, Auge und Ohr offen zu halten, befolgt und öfter die Gespräche des Reichsstarosten und des Kronanwalts belauscht.

Im Winkel ihrer Arbeitsstube lag eine verschlossene Tapeten-
tür, die durch ein riesiges Bild verdeckt wurde. Hinter ihr stehend hörte der Alte alles, was die beiden miteinander redeten, und auch heute hatte er sie belauscht. Als der Name Hans Loe an sein Ohr klang, erschrak er so heftig, daß er einen leisen Schrei ausstieß und den Kronanwalt in den Winkel lockte. Dann aber beherrschte er seine Aufregung, bis er die Worte hörte: „Am fünften Dezember darf keiner dieser Burschen am Leben sein!“

Er kroch aus seinem Verstecke und verließ, während die polnischen Gäste zur Ruhe gingen, durch eine Hinterpforte den Patrizierhof. Sein erster Gang führte ihn in das Haus des Bürgermeisters Gottfried Roesner, wo er Frau Dorothea fragte, wo Hans sei? Erschreckt durch sein verstörtes Wesen und die hastigen Fragen erwiderte sie: Er wäre in die Marienschule zum Magister Geret gegangen. Sie wollte den Alten, weil sie ihn für krank hielt, zurückhalten.

Er aber rannte ohne Gruß auf die Straße, so schnell, wie es seine alten Beine vermochten, in die Mariengasse und erschien in dem Augenblicke in der Aula der Marienschule, wo der greise Magister Geret zu seinen Scholaren sagte:

„Ich nehme von euch Abschied, meine Geliebten, denn der Spruch der Starosten, die heute die Herren in Thorn sind, verbannt mich für immer aus der Stadt!“

Die Scholaren murrten und riefen: „Das ist ein himmelschreiendes Unrecht. Wir werden nach Warschau reisen und die Gnade des Königs anrufen!“

„Meine Ahnung hat sich leider erfüllt!“ fuhr der Magister fort. „Durch meine Verbannung aus Thorn verliert die Marienschule, die Stätte, wo euch deutsche Sprache gelehrt, wo die Keime deutschen Wesens und deutscher Sitte ins Gemüt der Jugend gesät werden, ihren Lehrer. Die Starosten haben verboten, daß der Rat mir einen Nachfolger erwählt . . . Der Schlag, der auf mich fiel, trifft nach den Willen der polnischen Herren in Warschau alle Deutschen in Thorn! . . . Ich bin ein Greis, dessen Tage gezählt sind. Früher oder später hätte Gott der Herr mich aus der Marienschule ins Grab gerufen . . . Ich ziehe nach Danzig, das, der Himmel sei gepriesen, noch eine deutsche Stadt ist!“

„Hört mein letztes Wort:

„Bleibt dem Schwur, den ihr bei der Maifeier im Barckenwalde gelobt habt, treu. Der Herr segne euch. Wir wollen noch einmal, ehe wir für immer voneinander scheiden, den Sang, der ein echtes Schutz- und Trutzlied aller Deutschen ist, anstimmen.“

„Eine feste Burg ist unser Gott!“

Mit leuchtenden Augen und mit vor Erregung geröteten Wangen

sangen alle Scholaren diesen herrlichen Choral, der, zur Wölbung emporsteigend, dort leise, immer leiser verklang.

Der alte Josias eilte auf die Straße und wartete dort hinter einem Pfeiler der Marienkirche verborgen, bis Hans Loe und Franz Nagorni erschienen. Zu seinem Ärger aber schlugen sie den Weg durch die Bäckerstraße ein und waren bereits seinen Blicken entschwunden, als er es bemerkte.

Er hastete trotz aller Müdigkeit in die Seglerstraße zurück und versteckte sich dort hinter der Mauer des Gottesackers, an der beide Scholaren vorübergehen mußten.

Zu seinem Schrecken sah er drei in lange Mäntel gehüllte Männer, die mit Hahnenfedern gezierte polnische Mützen trugen, die Seglerstraße auf- und niedergehen und nach allen Seiten spähen.

„Wer sucht bei Nachtzeit diese einsame Gasse auf?“ dachte Josias. „Das sind gewiß Leute, die einen erwarten oder ihm auflauern!“

Er behielt die rastlos Hin- und Herwandelnden scharf im Auge und geriet endlich in seiner Angst und Sorge um Hans auf den Gedanken, es drohe diesem durch die drei Männer eine Gefahr.

Wie freute er sich, als die beiden Scholaren endlich Arm in Arm in der Ferne auftauchten. Er hörte aus seinem Verstecke jedes Wort, das sie redeten.

Hans Loe schalt den Freund, daß er statt den Heimweg durch die Araberstraße zu wählen, ihn hierher begleitete. Es

treibe sich viel schlechtes Volk umher, daß im Nachtdunkel auf Raub ausziehe.

Franz Nagorni aber beruhigte ihn und hob den Knüttel, den er in der Hand trug.

„Das ist eine Waffe!“ sagte er lachend, „die von einer kräftigen Faust geführt, jeden Gegner in den Staub wirft!“

Sie gingen weiter und schon wollte der alte Jostias aus seinem Verstecke hervortreten und sie anreden, da stellte sich ihnen einer der Männer, die in der Seglerstraße gewartet hatten, in den Weg, gab dem Franz Nagorni einen Stoß vor die Brust und lief den andern, die vorangegangen waren, nach.

Der Überfallene folgte ihm mit erhobenem Knüttel auf den Fersen und schlug nach ihm; jener aber wich flink zur Seite, so daß der Streich das Ziel verfehlte, bückte sich und stieß dem Franz Nagorni das Messer in den Leib. Der Schwerverletzte sank mit einem Aufschrei zu Boden.

Hans Loe, der dem Freund nachrannte, ergriff den Knüttel, der ihm entfallen war, und schlug nach allen Seiten.

Seine Streiche trafen einen Polen am Schädel und zerrümmerte dem andern den Arm. Der dritte aber, der den Franz Nagorni gestochen, warf sich zur Erde, kroch wie eine Schlange zu Hans Loe und suchte ihm das Messer in die Brust zu bohren.

Es wäre ihm gelungen, hätte nicht der alte Jostias einen Schrei ausgestoßen und den Mordbuben erschreckt. Dieser verfehlte das Ziel, verwundete den Scholaren am Bein und nahm Reißaus.

Hans Loe sank, da er nicht mehr stehen konnte, auf die Straße, während die verwundeten Polen, sich mühsam weiterschleppend, im Dunkel der Nacht verschwanden.

Der alte Jostias beugte sich über Hans Loe, der nicht die Besinnung verlor, und bat ihn:

„Steh' auf und stütze dich auf mich! Um deines Vaters Willen fordere ich dich auf, mir zu folgen. Du bist verloren, wenn du hier bleibst!“

Hans erhob sich und wankte, von dem treuen Alten geführt, zur Hintertür seines Elternhauses, die jener rasch öffnete.

„Gott sei Dank! Es sah uns niemand. Das ist ein wahres Wunder, denn das Haus steckt voll Polen!“ rief Jostias.

„Ich schwur, so lange die Polen im Hause sind, es nicht zu betreten. Du selbst batest mich darum!“ sagte Hans.

„Du wirst keinem begegnen!“ erwiderte der Alte und schob ihn durch die Pforte, die er abschloß und von innen verriegelte. Er geleitete ihn dann im Finstern in die Pfortenstube, bettete ihn auf eine Ruhebank und verband die Fußwunde.

„Du bist nur leicht verletzt worden. In einigen Tagen kannst Du wieder gehen,“ sagte Jostias und erzählte dann dem Scholaren alles, was er am Spätabend in der Stube des Kronanwaltes erlauschte und schloß:

„Ich weiß ein Versteck, wo du so lange bleiben mußt, bis die Starosten das Urteil gesprochen haben!“

„Wohin willst du mich führen?“ fragte Hans.

„Das ist mein Geheimnis,“ erwiderte der Alte. „Vertraue mir. Ich hüte dich wie meinen Augapfel.“ —

Am nächsten Morgen erschien Ladislaus Ejsiecki in der Stube, wo der Reichsstarost Wyroczewski und der Kronanwalt Nagrodski über den Prozeßakten gebeugt saßen, und sagte, sich an den letzteren wendend: „Euer Auftrag ist erfüllt!“

„Wer bürgt mir, daß du die Wahrheit sprichst?“ rief Nagrodski.

Ladislaus Ejsiecki öffnete die Thür und es traten zwei Männer ein, deren Tracht, der schmutzig-weiße lederne Leibrock und die Fellmütze, die polnischen Flößer verrieten.

Sie warfen sich vor dem Kronanwalt auf die Kniee, küßten dessen Stiefel und blieben in dieser Stellung, während Ladislaus Ejsiecki erzählte, wie er in der letzten Nacht den beiden Scholaren Hans Loe und Franz Nagorni in der Seglerstraße auflauerte und sie niederstach. Die Leichen hätten er und die beiden Flisaken am Morgen, als das Seglertor geöffnet wurde, in einen Sack gesteckt und in die vorüberfließende Weichsel geworfen.

Er verschwieg seine Flucht ebenso wie die Schläge, die seine Begleiter davontrugen und daß Hans Loe ihm entwichen sei.

Sobald er geendet, erhoben die noch immer knieenden polnischen Flößer ihre rechte Hand und schwuren: „Der junge Herr habe die Wahrheit gesagt!“

Der Kronanwalt schenkte jedem einige Goldstücke und jagte sie dann aus der Stube.

Er setzte sich in der besten Laune wieder an die Arbeit und rief:

„Jetzt ist der Bürgermeister Gottfried Roesner verloren! Es giebt keine Zeugen mehr für die Schuld der polnischen Studenten!“

Der Reichsstarost Wyroczewski aber fügte hinzu:

„Wir haben viel gewonnen! Des Königs Gnade und die Gunst des Ministers Flemming!“





Vierzehntes Kapitel.

Zum Code verurteilt.

Tage voll Sorge und Seelennot waren über das Haus des Bürgermeisters Gottfried Roesner gekommen.

Er saß seit vielen Wochen dort als Gefangener und selten besuchte ihn ein Rathherr oder Bürger, denn es erfüllte sich auch an ihm das alte Sprichwort: „Auf einem vom Blitz getroffenen Baum nistet kein Vogel!“

Aus Furcht vor den Polen und aus Scheu, mit dem eines Staatsverbrechens Angeklagten zu verkehren, mieden Männer und Frauen das gastliche Haus, in das sie früher gern eingekehrt waren.

Gottfried Roesner schaute gottergeben und im festen Glauben an seine Schuldlosigkeit in die Zukunft und wiederholte, wenn eine trübe Ahnung ihn quälte, das kräftige Trostwort, das ihn schon einmal vor dem Verzagen rettete:

„Du Herr bist der Schild für mich, der mich zu Ehren setzet und mein Haupt aufrichtet!“

Den größten Kummer machte ihm Hans Loe, der seit dem Abende, wo er vom Magister Geret Abschied nahm, verschwunden war. Keiner in Thorn sah ihn und den Franz Nagorni bisher wieder. Beide blieben verschollen.

Jetzt, wo der Bürgermeister allein und gefangen saß, fiel ihm die Trennung von dem Jüngling, den er wie einen Sohn liebte, um so schwerer. Wie sehnte er sich nach ihm, wie gern hätte er mit ihm über alles geredet, was ihm das Herz schwer machte!

So verlebte er eine düstere Zeit bis der Tag, wo er vor der Starostenbank erscheinen mußte, herankam, der fünfte Dezember.

Seit Morgengrauen zogen Tausende von polnischen Soldaten durch die Altstadt, stellten sich in dichten Reihen auf dem Altstädtischen Markt auf und besetzten alle Zugänge zum Rathhaus.

Um die Mittagsstunde fuhren der Fürst Lubomirski und die Starosten in ihren vergoldeten, prunkvollen Kutschen, an deren beiden Schlägen ihr Gefolge schritt, am Rathause vor; der große Saal desselben war für die Gerichtsverhandlung ausersehen.

An der östlichen Wand dieses Saales stand ein schwarz behangener Tisch, der von einem riesigen Kreuz überragt wurde, und ringsherum zwölf kunstvoll geschnitzte Stühle; an der gegenüberliegenden Längsseite befand sich eine Bank für den neuen Bürgermeister und die Rathsherren. An der Schmalseite des Saales waren Tisch und Sitze für den Reichsstarosten Wyroczewski und den Kronanwalt Nagrodski aufgestellt.

Im feierlichen Zuge schritten die Starosten herein und ihnen

folgte der Fürst Lubomirski. Ehe sich alle setzten, verneigten sie sich steif gegen einander, grüßten Georg Lubomirski durch Lüften ihrer Mützen und nahmen Platz.

Auf einen Wink des Fürsten wurden die Angeklagten hereingeführt.

Es waren die zwei Bürgermeister Gottfried Roesner und Johannes Zerneck, der Stadtschreiber Heinrich Wedemeier und neun Bürger, unter denen sich zwei Kaufleute befanden.

Gottfried Roesner erschien ohne alle Zeichen seiner Würde, im schlichten, schwarzfarbigen langen Rock.

Georg Lubomirski stand von seinem Sitze auf und rief mit lauter Stimme:

„Die Starostenbank ist gespannt! Im Namen des Königs halte ich da Gericht!“

Jetzt erhob sich der Anwalt der Krone Nagrodski und verlas die Anklageschrift:

„Die Prozession in der Sankt Jakobskirche ist durch zwei Thorner Bürger, die mit bedecktem Haupte stehen blieben, gestört worden. Der Student des polnischen Kollegiums, der „vom kirchlichen Eifer getrieben“, sie deshalb tadelte, wurde von der Stadtwache geschlagen und eingesperrt. Der Bürgermeister Gottfried Roesner weigerte sich, ihn trotz der Bitten des Rektors Ignaz Marczewski freizulassen. Er zwang dadurch die Jünger des polnischen Kollegiums zur Wiedervergeltung, indem sie einen Scholaren der deutschen Schule gefangen nahmen.

Von den Bürgermeistern Gottfried Roesner und Johannes

Zerneck und durch den Stadtschreiber Heinrich Wedemeier wurde das nur aus Deutschen bestehende Volk aufgewiegelt. Es stürmte während der Nacht das polnische Kollegium, zertrümmerte vielen Hausrat, plünderte das Heiligtum in der Kapelle und steckte das Haus in Brand.“

Der Kronanwalt schloß:

„Die Anstifter des Aufruhrs und der Polenverfolgung sind die Bürgermeister Gottfried Roesner und Johannes Zerneck gewesen!“

Jetzt stand Gottfried Roesner auf und redete ruhig aber in kräftigem Tone.

Er schilderte, wie die polnischen Studenten den ehrwürdigen Magister der Marienschule Geret bedrängten, mit Schneebällen bewarfen und die deutschen Schüler prügelten.

Als Oberhaupt der Stadt habe er die Stadtwache ausgesandt, um das Gefindel, unter dem viele Polen steckten, aus dem Sankt Johannis-Gottesacker zu verjagen. Der Kapitän Graurock aber verweigerte ihm den Gehorsam und es hätten ihn, als er selbst zum Volke reden wollte, die polnischen Flößer daran gehindert. Am andern Tage sei er ins polnische Kollegium gegangen, um mit dem Rektor Ignaz Marczewski alles friedlich zu schlichten. Dieser aber wies ihn ab und reiste nach Kulm, um beim Woiwod Jakob Ribinski Klage zu führen.

Sein Gewissen sage ihm, daß er seine Pflicht, für die Ruhe und Ordnung der Stadt zu sorgen, erfüllte. Der Stadtschreiber Wedemeier und viele Ratsherren könnten dies eidlich bezeugen.

„Die Anstifter des ganzen Aufruhrs!“ so schloß er mit erhobener Stimme, „sind die Studenten des polnischen Kollegiums! Sie alle und ihr Rektor Ignaz Marczewski, nicht wir Bürgermeister und die neun Thorner Bürger, sollten auf der Bank der Angeklagten sitzen!“

Fürst Lubomirski schlug die Faust in den Tisch und schrie:

„Ich dulde nicht, daß ein Deutscher die edelste Nation der Welt, uns Polen, beschimpft!“

Aus den Reihen der Starosten tönten zornige Rufe, Drohworte und Schimpfreden.

Der Reichsstaroste Wyroczewski rief, als der Bürgermeister Gottfried Roesner geendet hatte:

„Wer eine Beschuldigung vorbringt, hat die Pflicht, ihre Wahrheit durch Zeugen zu beweisen!“

„Ich stehe hier im Namen des glorreichen Königs Augustus als öffentlicher Ankläger und fordere den Bürgermeister Gottfried Roesner auf, seine Zeugen zu nennen. Wo sind sie? Sie sollen bezeugen und beschwören, daß die Studenten des polnischen Kollegiums den Aufruhr am 16. Juli angestiftet haben.“

Gottfried Roesner schilderte, wie die polnischen Studenten in der Araberstraße den Scholar Franz Nagorni überfielen und gefangen in ihr Kollegium schleppten, wie ein anderer Scholar Hans Loe von ihnen durch einen Säbelhieb an der Stirn verletzt wurde. Als die Kunde davon sich unter dem Stadtvolk verbreitete, sei es auf den Sankt Johanniskirchhof gezogen und habe die Freilassung des Deutschen verlangt. Die polnischen Studenten

aber hätten die Menge, die sich bis zu dieser Stunde ruhig hielt, verhöhnt und, nachdem die Stadtwache erschienen, mit Pistolen und Flinten geschossen. Durch diese zum Himmel schreiende Gewalttat empört und um sich zu schützen, sammelte das Volk Steine und gebrauchte sie als Wurfgeschosse.

Der Fürst Lubomirski, den diese Rede, die auf die Starosten sichtlich Eindruck machte, ärgerte, gab dem Reichsstarosten Wyroczewski einen Wink und dieser unterbrach den Bürgermeister.

„Wo sind die deutschen Scholaren Hans Loe und Franz Nagorni? Sie sollen vor der Starostenbank erscheinen und durch ihren Eid bezeugen, daß der angeklagte Bürgermeister Gottfried Roesner die Wahrheit spricht.“

Alles wartete und blickte gespannt nach der Thür, die in die Zeugenstube führte, während der Reichsstaroste höhnisch lachend und leise zum neben ihm sitzenden Kronanwalt Nagrodski sagte:

„Jetzt ist es Zeit, den letzten Trumpf auszuspielen! Wir gewinnen!“

Der Kronanwalt erhob sich von seinem Sitze und rief mit lauter Stimme:

„Die beiden Zeugen Heinrich Loe und Franz Nagorni sind nicht erschienen! Ich habe sie in ganz Thorn gesucht, und nirgends gefunden. Sie sind spurlos verschwunden!“

Fürst Lubomirski, der finster dreinschauend dasaß, stieß einen Freudenschrei aus, und auch auf der Starostenbank erklang ein fröhliches Lachen. Gottfried Roesner aber erschrak bis ins Innerste

und erblaßte, denn eine innere Stimme sagte ihm: Die beiden Scholaren Hans Loe und Franz Nagorni waren das letzte Brett, das dich aus dem Schiffbruche retten konnte. Du bist verloren!

Der Reichsstaroste Wyroczewski forderte, daß der Rektor des polnischen Kollegiums Ignaz Marczewski und fünf Studenten, unter denen sich Ladislaus Lisiecki und Weselski befanden, in den Saal gerufen wurden, und stellte, als sie erschienen waren, allerlei Fragen an sie.

Jeder beteuerte: „Der Bürgermeister Gottfried Roesner ist der Anstifter der Polenverfolgung!“

Der Reichsstaroste Wyroczewski rief:

„Ich fordere die sechs Zeugen auf, ihre Aussage durch einen Eid zu bekräftigen!“

Vom Rektor Ignaz Marczewski geführt traten sie an den Tisch, wo Fürst Lubomirski und die Starosten saßen und in dessen Mitte ein Kreuzbild zwischen zwei brennende Wachslichter gestellt wurde, und hoben drei Finger ihrer rechten Hand in die Höhe.

Lubomirski sprach: „Wir schwören, daß Gottfried Roesner als erster Bürgermeister von Thorn durch die Verhaftung des Studenten Ladislaus Lisiecki den Aufruhr am 16. Juli hervorrief.“

Die sechs Zeugen riefen wie mit einer Stimme:

„Wir schwören!“

Der Fürst fuhr fort:

„Wir schwören, daß Gottfried Roesner als erster Bürger-

meister von Thorn, obwohl die Stadtwache und die Königliche Kronwache ihm zur Seite standen, den Aufstand des deutschen Stadtvolfes nicht unterdrückte.“

Die sechs Zeugen riefen wie mit einer Stimme:

„Wir schwören!“

Und wieder sprach Fürst Lubomirski: „Wir schwören, daß Gottfried Roesner als erster Bürgermeister von Thorn die deutschen Bürger gegen die Polen aufhetzte und zum Polenhaß anstachelte.“

Die sechs Zeugen riefen wie mit einer Stimme:

„Wir schwören!“

Fürst Lubomirski sprach:

„Wir schwören, daß Johannes Jernecke, der andere Bürgermeister von Thorn, das Volk im Sankt Johanniskirchhof aufforderte, das Kollegium der polnischen Studenten zu stürmen und anzuzünden.“

Die sechs Zeugen riefen wie mit einer Stimme:

„Wir schwören!“

Fürst Lubomirski und die Starosten verließen den Saal, um in einem Nebengelasse sich zu beraten, kehrten aber bald zurück und Lubomirski verkündete laut:

„Der erste Bürgermeister von Thorn Gottfried Roesner und der zweite Bürgermeister Johannes Jernecke sind schuldig befunden worden! Sie sind schuld am Aufstand, durch den am 17. Juli das Kollegium der polnischen Studenten zerstört und in Brand gesteckt wurde.“

Der Reichsstaroste Wyrocjewski sagte, nachdem der Fürst Lubomirski geendet:

„Ich beantrage, daß die beiden Bürgermeister Gottfried Roesner und Johannes Jernecke mit dem Tode bestraft werden! Ihre Güter sollen an die Stadt fallen!“

Er fuhr dann fort und beantragte, daß auch die andern neun Bürger zum Tode verurteilt werden sollten.

Der Bürgermeister Johannes Jernecke und die neun zum Tode verurteilten Bürger jammerten und geberdeten sich wie Verzweifelte. Nur Gottfried Roesner blieb ruhig, auf seinem blassen Antlitz lag der Widerschein des inneren Friedens. Er neigte das Haupt und sagte leise:

„Herr, dein Wille geschehe! Ich sterbe schuldlos!“

Diese Ruhe, die in Gott ihren Ankergrund fand, verließ ihn auch nicht in der Stunde, wo er, von den polnischen Wächtern begleitet, im Flur des Hauses seiner Ehefrau Dorothea und Eva gegenübertrat. Die beiden Frauen hatten seit Morgendämmern in höchster Angst und betend in der Stube gegessen, und die Zeit bis der Heißgeliebte wiederkam, verstrich für sie langsam wie eine Ewigkeit.

Als Gottfried Roesner ihnen sagte: „Ich bin zum Tode verurteilt!“ wankten beide wie von einem Schlage getroffen und schrien laut auf.

Er aber führte sie, indem er die Ehefrau, der Schmerz und Schrecken die Glieder lähmten, stützte, in die Stube, setzte sich

an ihre Seite und erzählte alles, was er vor der Starostenbank erlebt hatte.

Eva sagte: „Ich werde nach Warschau reisen, dem König zu Füßen fallen und ihn bitten, meinem Vater das Leben zu lassen!“

„Erspare dir die Beschwerden der Reise und die Demütigung,“ erwiderte der Bürgermeister.

„Der einzige Mann, der mich vor dem Tod durch Henkerhand retten kann, lebt in Thorn!“

„Wie heißt er? Wo wohnt er? Ich gehe noch in dieser Stunde zu ihm!“ rief Eva.

„Er sitzt euch gegenüber,“ erwiderte der Bürgermeister mit einem schmerzlichen Lächeln.

„In der Stunde, wo ich mein Deutschtum verleugne und mich unters Polenjoch neige, werde ich beim König Gnade und Gunst gewinnen!“

„Um diesen Preis aber will ein Gottfried Roesner nicht weiter leben!“

„Du darfst nicht sterben!“ rief Frau Dorothea. „Wir verlieren mit dir unsere einzige Stütze und bleiben als Waisen zurück!“

Der Bürgermeister schaute ihr scharf in die Augen und sagte in ernstem Tone:

„Ich weiß, was du denkst und willst, ehe du es aussprichst. Schweig' und schäme dich! Der Gedanke, daß meine Ehefrau mich zum Treubruch verleiten will, verbittert mir die letzten Lebenstage!“

Er ging ohne Gruß in seine Stube und saß dort, in Gedanken versunken, bis zur Dämmerstunde.

Als die Nacht hereinkam, wurde leise an seine Thür geklopft und auf den Ruf: Salve! trat der Rektor des polnischen Kollegiums Ignaz Marczewski, demütig in Haltung und Wesen, ein.

Ehe der Bürgermeister, den das Erscheinen eines seiner ärgsten Feinde sichtlich überraschte, ein Wort sprach, faßte er seine Hand und beteuerte:

„Ich komme als Freund in der letzten Not! Mehrere polnisch gesinnte Thorner Bürger, einige Starosten und der Woiwod von Kulm Jakob Ribinski haben in Warschau für den Bürgermeister Johannes Jernecke die Gnade des Königs angerufen. Seine Majestät unser glorreicher Herrscher schenkte ihm das Leben!

Nachdem Jernecke gestern sechstausend Taler unserem Kollegium gezahlt hat, ist er als freier Mann nach Danzig gereist!“

Er schloß: „Gottfried Roesner muß auch am Leben bleiben!“

„Welchen Preis soll ich dafür zahlen?“ unterbrach ihn der Bürgermeister unwillig.

„Wir fordern von Euch keine klingende Münze!“ erwiderte der Rektor. „Nur das Versprechen. . .“

Er zögerte weiterzureden.

„Sie scheuen sich, das häßliche Wort auszusprechen und ich freue mich darüber!“ rief der Bürgermeister. „Dieses Zögern und Zaudern verrät, daß Sie mich noch für einen ehrlichen Mann halten. Schweigen Sie lieber, denn ich errate, was die Polen in Thorn und Warschau von mir fordern!“

„Ich soll ein — Judas werden, der seine deutsche Herkunft und Gesinnung, seine deutsche Vaterstadt Thorn verkauft! . . Die Silberlinge, die ihr Polen mir für diesen Verrat bietet, sind mein Leben!“

„Ich beklage das polnische Volk wegen der Männer, wie Sie einer sind, denen Geld und Leben mehr gelten als Ehre und Vaterland!“

Er stand hoch aufgerichtet da, mit Blicken, in denen Zorn und Verachtung flammten, zeigte er auf die Türe und rief:

„Hinaus! Hinaus!“

Der Rektor des polnischen Kollegiums Ignaz Marczewski verließ die Stube schneller, als er sie betreten hatte.





Fünfzehntes Kapitel.

Deutsch bis ans Ende.

Am Abend des sechsten Dezember saß der Bürgermeister Gottfried Roesner wieder in seiner einsamen Stube und bestellte wie es einem guten Hausvater, der eine lange, lange Reise antritt, ziemt, sein Haus.

Er war auf sein grausames Ende gefaßt. Eins nur verbitterte ihm die letzten Lebensstunden. Der Gedanke an Hans Coe.

Wie gern hätte er ihn noch vor dem Gange zum Richtplatz umarmt, ihn gebeten, bei den beiden Frauen zu bleiben, sie zu trösten und ihnen, wenn er ein Mann geworden, eine Stütze zu sein.

Wo war der liebe Junge geblieben? Lebte er noch oder lag er schon in der Gruft? Und wieder stieg in ihm der Verdacht auf, die Polen seien an seinem Verschwinden schuld!

Hinter der Wand, wo er im hochlehnigen Lederstuhl saß, entstand ein Geräusch, das laut und immer lauter wurde und ihn aus seinen Gedanken scheuchte.

Er horchte und vernahm deutlich Spatenschläge, das Klirren

eines Eisens, das gegen Steine gestoßen wurde, und das Rollen von Erdschollen.

Jetzt erinnerte er sich, daß in der rechten Stubenecke eine geheime Tür in das Kellergeschoß führte, die aber seit vielen, vielen Jahren verschlossen war.

Sie stammte aus der mittelalterlichen Zeit, wo die Häuser durch unterirdische Gänge miteinander verbunden waren, sodaß, wenn der Feind in Straße und Flur stand, die Bewohner zum Nachbar flüchten konnten.

Der Bürgermeister stand auf, verschloß seine Tür, um nicht von den polnischen Wächtern, die Tag und Nacht auf der Treppe saßen, überrascht zu werden, ging in die Stubenecke und tastete an der Ledertapete so lange hin und her, bis sein Finger einen in der Mauer steckenden Stift berührte. Er zog daran. Wie von unsichtbarer Hand bewegt wich das Getäfel zur Seite, und es zeigte sich eine mannshohe Lücke in der Mauer, hinter der eine Steintreppe in die Tiefe führte.

Er blickte hinab und sah dort ein Licht glitzern. Das Geräusch von Schritten, das Atmen eines mühsam aufwärts Steigenden drangen an sein Ohr.

Auf seinen Ruf, wer unten sei, erwiderte eine Stimme: „Hans, Eurer Hans!“

Und kurz darauf stieg dieser durch die Maueröffnung in die Stube.

Der Bürgermeister umarmte ihn zärtlich, sah ihm lang ins Gesicht und sagte, seine tiefe Rührung und Freude beherrschend:

„Ich habe dich für tot betrauert! . . . Wie glücklich bin ich dich wieder zu finden!“

„Wo bleibst du so lange? Wie entdecktest du diesen geheimen Gang, den nur ich allein kenne?“

Er ließ sich auf den Stuhl nieder, während Hans Loe einen Holzschemel heranrückte und, zu seinen Füßen sitzend, seine Abenteuer erzählte.

Er schilderte den Abschied in der Marienschule, wo Magister Geret die Scholaren segnete, seinen nächtlichen Gang mit Franz Nagorni und den Überfall in der Seglerstraße, bei dem der Freund erstochen wurde. Er verschwieg auch nicht seine Verwundung und Rettung durch Josias.

„Der gute Alte hatte in jenem Teil des Hauses, den niemals ein Pole betrat, ein Stübchen für mich eingerichtet und trug den Schlüssel zur Tür immer bei sich. Es dauerte einige Wochen, bis meine Beinwunde heilte und ich wieder frisch gehen konnte. Während meiner freiwilligen Gefangenschaft las ich viel in den Chronikbüchern von Thorn, aus dem Versteck wagte mich aber nur dann, wenn alles im Hause schlief.

Nachdem ich gesund geworden, plagte mich die Langweile, und statt, wie mich gelüstete, im Hause hin und her zu gehen, stieg ich in das Kellergeläß hinab, sobald mir das lange Sitzen lästig wurde. Dort war ich ungestört und der Gefahr entrückt, einem verhassten Polen, die wie Ungeziefer im Hause nisteten, zu begegnen.

Eines Tages fiel mir, während ich, eine Laterne in der Hand

tragend, von Gewölbe zu Gewölbe wanderte, der Schatz ein, den einer meiner Vorfahren hier vergrub . . . Neugierde und Langweile trieben mich, ihn zu suchen.

Ich arbeitete bald hier und bald dort mit Spaten und Schaufel; meine Mühe aber blieb umsonst. Der vergrabene Schatz kam nicht zum Vorschein, und ich gab es auf, ihn zu finden.

Josias, der mich täglich beim Morgengrauen und in später Nacht besuchte, mir Essen, Trank und Öl für meine Lampe brachte, kam eines Morgens bleich vor Schrecken und an allen Gliedern zitternd in mein Versteck und erzählte: Die Starosten hätten Euch und neun Thorer Bürger zum Tode verurteilt!

Seitdem hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Ich mußte Euch sehen, von Euch Abschied nehmen, um Euren Segen bitten!

Josias aber widerstand meinen Bitten, verschloß, da er mir nicht traute, alle Türen, die aus dem Kellergeschoß ins Haus und auf die Straße führten, so daß ich von dieser Stunde an wider Willen gefangen saß. Ich mußte ihm auch geloben, niemals ohne sein Wissen das Haus zu verlassen.

Das Stillsitzen und müßige Hinbrüten gefielen mir nicht, und ich begann wieder, um mich durch Arbeit zu zustreuen, das Schatzgraben.

Gestern saß ich müde von der Arbeit am Fuße eines Pfeilers und starrte vor mich hin. Da fiel mein Blick auf eine in das Mauerwerk eingefügte Steinplatte, die ein Wappenschild, zwei gekreuzte Schwerter darstellend, trug.

Ich stand auf und versuchte die Steinplatte mit dem Spaten

aus den Fugen zu brechen. Es gelang mir, denn plötzlich bewegte sie sich, neigte nach vorwärts und fiel zu Boden, während Schutt und Gerölle aus der Lücke rieselten.

Ich guckte in den Mauerspalt und sah beim Schein meiner Lampe eine — eiserne Kiste!

In fieberhafter Hast lief ich in meine Stube und wartete bis es Nacht wurde und bis Jostias erschien. Wie jubelte der gute Alte auf, als ich ihm von meinem Fund erzählte.

„Der Schatz ist gefunden!“ rief er. „Du bist reich, sehr reich geworden!“

Wir gingen noch in derselben Nacht zur Mauerhöhlung, hoben die Kiste heraus, schlugen sie, da wir keinen Schlüssel hatten, in Stücke und leerten sie.

Es lagen nicht allein Gold- und Silberbarren darin, sondern auch viel Geschmeide, mit Edelsteinen besetzte Ringe, Armbänder und viele Goldmünzen.

Der gefundene Schatz wurde in meinem Versteck geborgen.

Heute aber reizte mich die Neugierde, durch den Mauerspalt in die Höhle zu kriechen, wo die Kiste Jahrhundertlang lag, und ich entdeckte, nachdem ich hineingestiegen war, einen verschütteten Gang, der statt in die Tiefe aufwärts führte. Ich grub durch das lose Erdreich einen Weg und gelangte, nachdem ich eine Stunde gearbeitet und immer weiter vorwärtsgeschritten war, zum Fuß einer kleinen Steintreppe.

Als ich hier, auf einer Stufe sitzend, rastete, hörte ich plötzlich über mir eine Stimme, die ich als die Eure erkannte.

„Wie glücklich bin ich,“ so schloß Hans Loe, Freudentränen vergießend, „Euch wiedergefunden zu haben!“

„Ich gehe jetzt ruhig in den Tod!“ sagte der Bürgermeister, „denn ich weiß, daß du die beiden Wesen, die ich auf Erden am meisten liebe, meine Ehefrau und Eva, trösten und, wenn du erwachsen bist, schützen wirst!“

Er fügte dann hinzu, daß die Starosten ihn nicht allein zum Tode verurteilt, sondern auch zum armen Mann gemacht hätten. Nach ihrem Urteilspruche soll alles, was er besitze, Haus und Gut, dem polnischen Kollegium zufallen.

Hans erwiderte: „Ihr seid kein armer Mann mehr, denn mein Schatz ist auch der Eure. Für die Zukunft der beiden Frauen ist gut gesorgt!“

Sie redeten dann allerlei, was wegen Frau Dorothea und Eva geschehen sollte?

„Solange die Guten in Thorn bleiben, sind sie der Rache des Polenvolkes preisgegeben,“ sagte der Bürgermeister. „Versprich mir, sie an dem Tage, wo ich durch die Henkershand sterbe, in die Stadt Königsberg zu begleiten!“

Während ihres langen Gespräches war es Nacht geworden und Eva pochte an die Tür.

„Öffne, lieber Vater,“ bat sie. „Wir ängstigen uns, daß dir etwas zugestoßen sei!“

„Wie werden sich meine Frau und das Mädchen freuen, dich wiederzusehen!“ sagte der Bürgermeister zu Hans.

Dieser aber erwiderte, er habe dem alten Jostias feierlich ver-

sprochen, ohne sein Wissen nicht das Haus zu verlassen, und er müsse sein Wort halten.

Der Bürgermeister lobte ihn, daß er seinem Versprechen treu blieb und sagte:

„So müssen wir nun für immer scheiden! Ich sterbe durch Henkershand, weil ich mein deutsches Vaterland und die Ehre, ein deutscher Mann zu sein, höher halte, als Amt und Leben. Gott segne dich.“

Sein Antlitz leuchtete wie verklärt. In seinen Augen blitzte ein Strahl der Ewigkeit und im Tone eines Sehers, vor dessen Blicken die Schleier der Zukunft fielen, rief er:

„An der Wende dieses Jahrhunderts noch schlägt für Thorn die Stunde der Erlösung aus dem Polenjoch. Der Hohenzollern-Nar verjagt den polnischen weißen Falken. Preußen wird wieder deutsch sein und deutsch bleiben bis an der Zeiten Ende!“

Er küßte dem Jüngling noch einmal Mund und Stirne und sagte:

„Bleib' deutsch bis in den Tod!“

Dann winkte er ihm zu gehen.

Während Hans tief erschüttert und betrübt, als verlasse er einen Sterbenden, durch den unterirdischen Gang kroch, beschloß er, den Bürgermeister noch einmal zu sehen, und redete, als Jostias in später Nachtstunde bei ihm erschien, lange darüber. Der Alte aber widersprach ihm nicht, gab ihm vielmehr einen guten Rat, den Hans am frühen Morgen auszuführen beschloß.

Sie redeten dann von der Reise, die Hans am nächsten Tage mit den beiden Frauen nach Königsberg machen sollte, und wurden einig, daß er den Teil des Schatzes, der aus gemünztem Gold bestand, im Karren mit sich nahm, während Jostias den andern wieder vergrub.

„Warum kommst du nicht mit nach Königsberg?“ fragte ihn Hans.

„Laß mich hier sterben, wo ich drei Menschenalter lang gelebt habe!“ erwiderte Jostias. „Ein Baum, der morsch geworden, wird nicht mehr in neues Erdreich versetzt. Ich bleibe hier in meinem lieben Thorn!“ —

Als am siebenten Dezember die Turmglocken die ersten Frühstunden verkündeten, schien die Stadt ausgestorben zu sein. Trauer und Grabesstille lagen wie ein riesiges Bahrtuch über sie gebreitet. Die Bürger hielten ihre Häuser verschlossen, die Handwerker feierten, die Krämer öffneten nicht ihre Buden und die Straßen blieben menschenleer. Ganz Thorn trauerte um seinen Bürgermeister Gottfried Roesner.

Um die fünfte Morgenstunde rückte Major Dargelles, der seit der Abreise des Fürsten Lubomirski und der Starosten der alleinige Herr in Thorn war, an der Spitze vieler hundert polnischer Soldaten in die Altstadt, besetzte alle Straßen, die zum Rathaus führten und umschloß es mit Wachen.

Vor dem Rathause bauten die Zimmerleute eine manns hohe Bühne auf, in deren Mitte sie einen rotbehangenen Block aufstellten, und im Hofe des Rathauses wurde der Boden mit Sand

bestreut und ein rotes Tuch darüber gebreitet. Hier sollte Gottfried Roesner hingerichtet werden.

Eine Stunde später erschien der Hauptmann Zweymann im Hause des Bürgermeisters und forderte ihn zum Todesgang auf.

Gottfried Roesner umarmte zum letzten Male Ehefrau und Tochter, segnete sie und schritt langsam, ab und zu ein Gebet sprechend, durch die Seglerstraße ins Rathaus; dort trat ihm im Hofe der Scharfrichter mit seinen Knechten in den Weg.

Er war vom Kopf bis zu den Schuhen rot gekleidet und ein polnischer Mann aus Plozk, denn in ganz Preußen fand sich keiner, der bei der Hinrichtung des Gottfried Roesner Henkersdienst leisten wollte.

Als der Bürgermeister durch das Thor des Rathauses ging und ringsum schaute, tönte so leise, daß nur er es hören konnte, der Gruß an sein Ohr:

„Lebe wohl!“

Er kam aus den Lippen eines Jünglings, der in der Tracht eines Polen steckte.

Der Bürgermeister sah ihn an und erkannte ihn nicht.

Ein zweites Mal klang es aus dem Munde des jungen Polen:

„Lebe wohl!“

Jetzt erst wußte Gottfried Roesner, wer ihm diesen letzten Gruß bot.

Es war Hans Loe, der, dem klugen Rat des alten Josias folgend, ein polnisches Gewand angezogen und eine rote, schirmlose, mit einer Hahnenfeder gezierte Mütze aufgesetzt hatte.

In dieser Verkleidung konnte er, wie er es sich gelobt, den Bürgermeister noch einmal sehen und grüßen.

Gottfried Roesner betrat das über den Boden gebreitete rote Tuch, zog den Rock aus, löste die breite, weiße Spitzenkrause vom Hals, kniete nieder und betete, die Hände faltend:

„Herr Jesu! Ich schreie zu dir. Sei meiner Seele gnädig. Ich empfehle sie in deine Hände!“

Er neigte dann tief das Haupt und der Scharfrichter, der ihm nicht von der Seite wich, hob das blanke Schwert zum Schlage.

Es sauste wie ein Blitz durch die Luft und traf wuchtig den Nacken des Knieenden. Ein Knistern, Krachen und Brechen, als zersplitterte dürres Geäste, der Kopf flog in den Sand und ein Blutstrahl schoß aus dem hauptlosen Rumpf.

Gottfried Roesner, der Bürgermeister der Stadt Thorn, starb wie ein Märtyrer zur Zeit der Christenverfolgung, als Blutzuge des von den Polen verfolgten Deutschtums, wie ein deutscher Held!

Die Knechte des Scharfrichters legten Kopf und Rumpf in eine Holztruhe und führten sie auf den Sanct Nicolai-Gottesacker.

Drei Stunden später wurden die andern neun Bürger auf dem Altstädtischen Markt durch das Schwert desselben Scharfrichters hingerichtet.

Die Erinnerung an dieses Blutgericht blieb in der Bürgerschaft unvergessen, und ein Stein, in die Mauer des Thorner

Rathauses eingefügt, erzählt den kommenden Geschlechtern davon. Er trägt die Inschrift:

Bürgermeister Gottfried Roesner und neun Bürger starben am 7. Dezember 1724. Getreu bis in den Tod. —

Zur selbigen Stunde, als die Henkersknechte die Leiche des Bürgermeisters Gottfried Roesner in die Gruft auf dem Sankt Nicolai-Gottesacker senkten, rollte ein Karren, der von zwei kleinen langmähnigen Rossen gezogen wurde, durch das Kulmer Thor. Auf der Deichselfstange kauern und lenkte ein junger Pole das Gespann, und auf den Strohbindeln, über die ein Liederdach gespannt war, saßen zwei polnische Bäuerinnen.

Es waren Frau Dorothea und Eva, die in dieser Verkleidung aus Thorn flüchteten, und der Mann, der die Rosse lenkte, war der Scholar Hans Loe.

Ein Bild vergangener Zeit stieg in ihm auf. Er dachte daran, daß er in dem Karren, der ihn jetzt nach Königsberg führte, vor vier Jahren neben seinem unvergeßlichen Vater gesessen hatte. Damals wie heute diente ihm das Gefährt zur Flucht.

Unter den Strohbindeln versteckt lag ein Teil des ausgegrabenen Schatzes.

Als der Karren auf die Höhe des Weinbergs gelangt war von der aus Frau Dorothea die Stadt Thorn überschauen konnte, erhob sie sich vom Strohsitze, blickte wehmüthvoll auf die Mauern und Häuser der Stadt und sprach:

„Herr Jesu Christ! Du hast auf dem Kreuzholze hängend für deine Feinde gebetet: Vater vergib ihnen!“

„Dein Beispiel stärkt mich in meiner Noth. Ich verzeihe denen, die meinen Egeherrn getödet und mich für immer unglücklich gemacht haben!“

In Königsberg kauften die Flüchtlinge mit dem Geld aus dem gefundenen Schatze ein Häuschen. Hans Loe besuchte die Rechtsschule, die dort von den Hochmeistern der Brüder des deutschen Ordens gestiftet worden war, und trat dann in den Dienst der Stadt ein.

Eva war zu einer schönen, sittsamen Jungfrau erblüht, die Hans bald anders als eine Schwester liebte, denn eines Tages trat er vor Frau Dorothea und sprach:

„Ich bitte Euch um die Hand Eurer Tochter. Eva antwortete, als ich sie fragte, ob sie meine Hausfrau werden wolle: Ich folge Euch, wohin Ihr mich führt!“

Frau Dorothea segnete beide, die vor ihr knieten, und sagte tief bewegt: „Werdet glücklich!“

Das ungetrübte Glück kehrte aber bei Hans Loe nicht ein.

Er wurde der Stammherr eines Geschlechtes, das im Laufe der Jahrhunderte dem deutschen Vaterland gute und treue Dienste leistete.

Es lag aber ein ewiger Schatten der Schwermüth wie ein Schleier über seinem ganzen Wesen, denn die Erinnerung an das Thorer Blutgericht wich niemals aus seiner Seele.

Verdüstert durchlebte er seine Mannesjahre, verdüstert blieb er, als der Schnee des Alters ihm in Haar und Bart lag.

Erst an dem Tage, als er ein siebenzigjähriger Greis wurde, leuchtete ein sonnig goldener Strahl der Freude in dieses ewige Dunkel. Es war an einem Septembertage des Jahres 1773, als sein Enkel, der als Zietenhusar unter den Fahnen des Großen Fritz stand, erschien und erzählte:

„Preußen und Österreich haben das Polenreich geteilt!

Das Weichselland ist wieder deutsch geworden!“

Ein verklärter Schein flog über das Antlitz des Greises. Er faltete die Hände wie zum Gebet und wiederholte leise die letzten Worte des Bürgermeisters Gottfried Roesner:

„Preußen wird wieder deutsch sein und deutsch bleiben bis an der Zeiten Ende!“

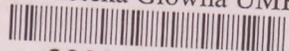
E n d e.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel: Der Überfall	4
Zweites Kapitel: Der vergrabene Schatz	20
Drittes Kapitel: Der Lebensretter	34
Viertes Kapitel: Die Maifeier	49
Fünftes Kapitel: Die Prozession	63
Sechstes Kapitel: Vubensreiche	71
Siebentes Kapitel: Der Schwur im Artushof	79
Achtes Kapitel: Die belagerte Polenschule	90
Neuntes Kapitel: Die Befreiung des Gefangenen	98
Zehntes Kapitel: Die Einbrecher	108
Elftes Kapitel: Der Sühneversuch	116
Zwölftes Kapitel: Der Zug der Starosten	124
Dreizehntes Kapitel: Der Zeugenmord	135
Vierzehntes Kapitel: Zum Tode verurteilt	146
Fünfzehntes Kapitel: Deutsch bis ans Ende	158



Biblioteka Główna UMK



300045850487

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Im Verlage von Herm. J. Meidinger in Berlin SW. 61
erschienen und sind in jeder besseren Buchhandlung zu haben:

Soldatenblut

Erzählung aus den Befreiungskriegen

von

J. von Garten.

Mit 5 Farbendruckbildern. 16 Bog. Originalband Mf. 3.50.

Astolf der Cherusker

Erzählung von U. v. d. Elbe.

Mit 5 Autotypen. 12¹/₂ Bog. Originalband Mf. 4.—.

Deutschland zur See.

Bilder aus dem deutschen
Kriegsschiffleben

von

Victor Laverrenz.

Mit einem alphabetischen Namens- und
Sachregister und 88 Illustrationen.

26 Bg. gr. 8°. Eleg. geb. M. 8.—.

Prinz Heinrichs Amerikafahrt.

Darstellung
der Reise des Hohenzollern-Admirals, sowie
Schilderung von Land und Leuten und
interessanten Episoden aus der Geschichte
der Vereinigten Staaten.

Ein Gedenkbuch für jung und alt

herausgegeben von

Victor Laverrenz.

Mit Vollbildern von Prof. Carl Salzmann
und vielen anderen Illustrationen.

Gr. 8°. 256 Seiten Text und Beilagen in
effektvolltem Leinenband nach Entwurf von
Prof. Carl Salzmann. M. 4.—

Unter deutscher Handelsflagge.

Geschichte der Entwicklung der deutschen
Handelsflotte, ihre überseeischen Beziehungen
nebst Schilderung der deutschen Schiffswerften

von

Victor Laverrenz.

Mit über 100 Abbildungen im Text u. Beilagen.
15 Bog. gr. 8°. Prachtband M. 5.—.

Der Bannerherr von Danzig.

Ein deutsches Heldenbild

von

Ferd. Sonnenburg.

Mit 5 Autotypen nach Originalen von
M. Känike.

3. Aufl. 15 Bg. gr. 8°. Eleg. geb. M. 4.—.

Treu für Kaiser und Reich.

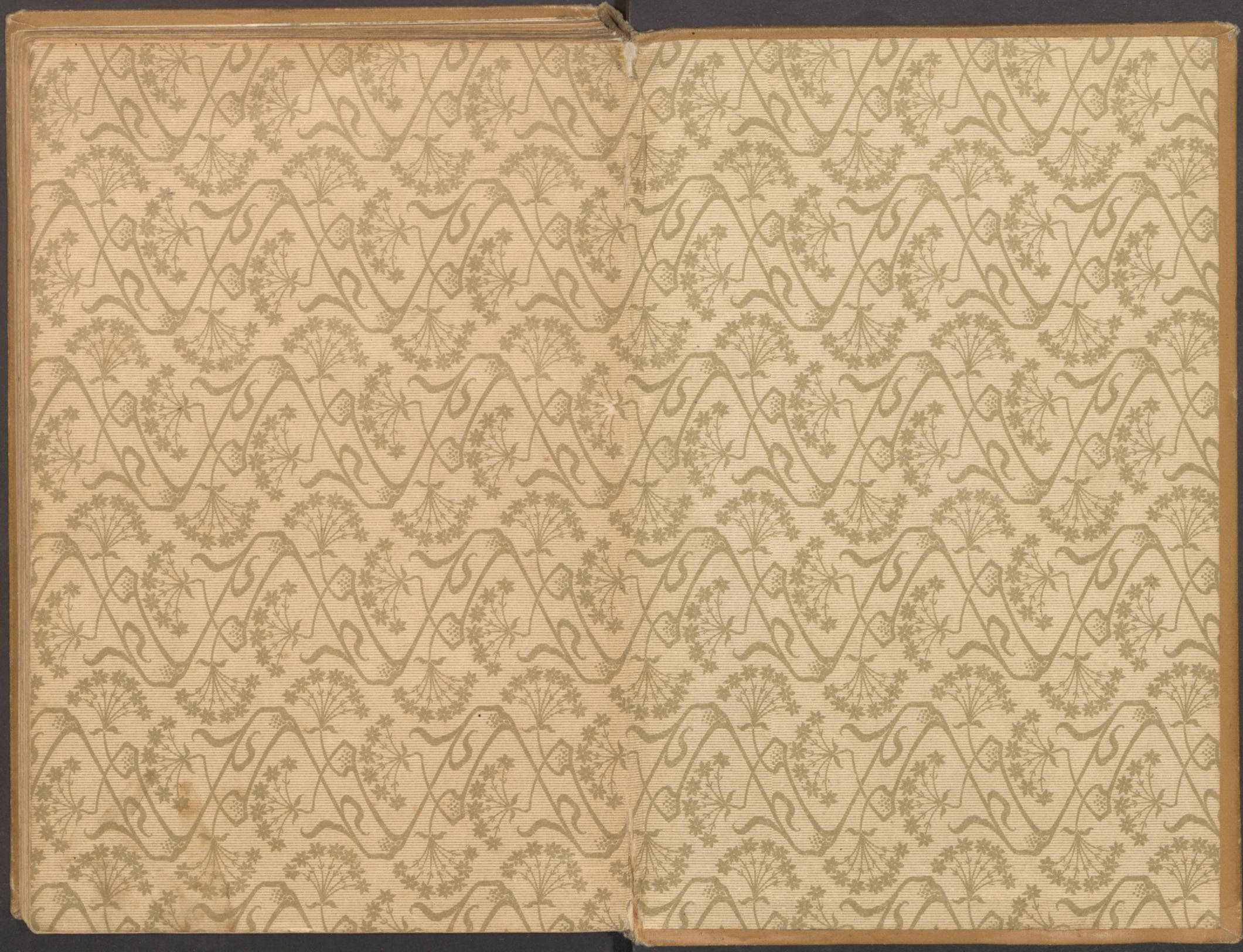
Unter Landsknechten.

Erzählung für die Jugend von

Jul. Federzani-Weber.

Mit 4 Vollbildern von M. Känike.
9 Bog. mittel 8°. Eleg. Leinenband M. 3.—.

323727



Biblioteka Główna UMK



300045850487